

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

und ein Liter Milch ebensoviel. Dazu kommt, daß der Sommer ein „zweiter Winter“ ist. Kaum kommt noch die Sonne durch die Wolken. Am 15. Juni hat man in den Städten am Schwarzwaldbrand Feuer in den Zimmern machen müssen. Die Heuernte scheint in Baden beinahe ganz vernichtet zu sein, und was mit der Getreideernte wird, wenn nicht bald die Sommerwärme kommt, weiß kein Mensch zu sagen.

In den Großstädten herrscht ein namenloses Elend. Vor allem sind es die vielen Angehörigen des Mittel-



So geht der Tod in riesiger Gestalt über den deutschen Boden.

standes, die unsagbar leiden. Alternde, die einst bessere Tage gesehen haben, sind in tiefste Armut versunken. Sie haben allen Besitz an Möbeln, Schmuck, Kleidung nach und nach verkauft, und auf nacktem Boden, auf einem Stroblager stirbt mancher alte Mann einen schreckensvollen Hungertod, während sein Weib in trostloser Verzweiflung die Hände neben ihm ringt. Mehr und mehr häufen sich die Fälle von Selbstmord in den

Städten — aus vollkommener Verzweiflung gehen die Unseligen in den Tod. Die Geburtenzahlen gehen in riesiger Schnelligkeit zurück, weil niemand mehr die Möglichkeit hat, Kinder großzuziehen, wenn nicht der Verdienst ins Ungemessene steigt. Die unsinnige Wohnungsnot zwingt die jungen Ehepaare, in möblierten Zimmern zu hausen. Tausende und Abertausende haben nur eine Kammer, in der sie wohnen können. Da kann man ein Kind nicht brauchen. Deutschlands Stolz, seine Jugend, wird bald aussterben, wenn dies so weiter geht, und das frevelhafte Wort des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau geht in eine entsetzliche Erfüllung: „Es sind zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt!“ Wie bald werden sie nicht mehr da sein!

Schlimm haben es die Angehörigen der „freien Berufe“. Ärzte, Bahnärzte, Schriftsteller, Künstler verdienen nicht mehr genug, um das nackte Leben zu fristen. Wer nicht imstande ist, einen anderen Beruf zu wählen, muß sich dazu verstehen, jede Arbeit zu nehmen, die ihm nur ein lärgliches Brot gibt. In Berlin steht man Ärzte als Heitungs- und Zigarrenverkäufer. Andere sind als Fabrikarbeiter eingetreten. In Sachsen sind Pfarrer in die Bergwerke gegangen, weil die Kirche sie nicht mehr bezahlen kann, oder sie arbeiten auf Banken und in Kaufmannsgeschäften, um daneben in ungeheurer Ueberanstrengung noch ihres pfarramtlichen Berufes zu walten. Und niemand sieht ein Ende des Schreckens ab.

So geht der Tod in riesiger Gestalt über den deutschen Boden, und vor ihm sinkt die Blüte des deutschen Geistes jammervoll ins Grab. Ein Bild, vor dem der Hinfende schauernd die Augen schließt. Wann wird über den gefesselten Prometheus der Morgen der Befreiung aufgehen? Wo ist der Held, der ihn aus den Ketten löst?

Eines nur vermag den Hinfenden zu trösten: das ist der Glaube, daß die Not das deutsche Volk zusammenschmiedet wird, und die Hoffnung, daß im deutschen Herzen noch eine Kraft liegt, die nicht gebrochen werden kann, auch wenn die tiefste Dunkelheit über uns hereinsinkt. Deutschland hat von altersher gelebt aus seiner Seele, die an Gottes Treue sich festgehalten hat. Wenn diese deutsche Seele wach wird, die aufs Unsichtbare traut und sich nicht zerbrechen läßt durch die Not und Uebermacht dieser Erde, dann kommt der Tag, an dem wieder deutsche Freiheit über das geknechtete Volk leuchtet. „Arbeiten und nicht verzweifeln“ — das alte Lösungswort, das einst der Engländer Carlyle ausgegeben hat, muß der Hinfende seinen Brüdern zurufen, und er setzt hinzu: „Aushalten und vertrauen!“

Damit sagt er seinen Lesern: Gott befohlen!

Mutterwit.

Von Emil Gött.

Mutterwit ist ein seltsames, gutes Wort, das in größter Kürze eine geheimnistiefe Sache zeigt und taugt, zu der unsäglich geschelte Männer erst auf weiten Wegen wieder gekommen sind, und wahrscheinlich auch nur, weil sie nicht ohne solchen waren. Es will nämlich sagen, daß der **Witz** — und das ist nicht etwa die

Gabe, grobe Wirtshauspässe zu machen und Zoten zu reißen, sondern was Besseres: rasche Besonnenheit, Schlagfertigkeit, Treffsicherheit, alles in allem eine gewisse **n a t ü r l i c h e W e i s h e i t** — also, daß dieser **Witz** durchaus nicht vom gestrengen und durch alle niederen, mittleren, hohen und höchsten Schulen geschwenkten Herrn Vater, sondern von der rundlichen, beweglichen lieben Frau Mutter herrührt, die alles von allein, von **N a t u r** zu haben scheint. Und man hat die Beweise dafür aus dem Leben

tausender oder aller durch hohe Geistesgaben ausgezeichnete Männer herbeigebracht, die alle ihren **W i ß** von einer Mutter haben müßten, die nicht nur wärmte, sondern auch leuchtete, oder, wie wir Allemannen sagen: zündete.

Dieser Vorgang scheint sich aber (für das Auge des Kalenderschreibers wenigstens) auch im großen Leben eines ganzen Volkes zu vollziehen, indem auch dessen **W i ß** nicht von den Schulbänken oder gar Kathedern stammt, sondern aus der gleichsam mütterlichen Schicht, aus der es, das Volk als Ganzes, quillt und immer quellen wird: aus der dicht am allmütterlichen Erdboden hinlebenden, mit ihm noch organisch verwachsenen, aus dem Bauern und dem ihn nur ergänzenden Handwerker, Arbeiter. Der **d u m m e** Bauer und der **u n g e b i l d e t e** Arbeiter, die Mutter Schicht des Volkes, das ist die Schicht, wo auch sein **W i ß** entspringt. Man glaube ja nicht, daß der ungeheure Schatz an Weisstimern, wie er in den unzähligen Sprichwörtern und schalkhaften Ausdrücken des „Volksmundes“ geborgen liegt, aus irgendwelchen gelehrten oder durch Geburt und Reichthum hochgehobenen Schädeln stammt; außer daß etwa solche Häupter aus diesen Regionen ihr Scherflein dazu beigetragen haben, die zur rechten Zeit ihre Gelehrtheit vergessen, ihre Entrücktheit übersehen und sich nun rein und natürlich ihrem angeborenen Mutterwitz hingeben, ihn spielen lassen konnten. Aber weitaus das meiste kommt aus dem Dunkel und der Niedrigkeit dort unten, wo es immer noch quillt und spricht, man braucht nur sein Ohr einmal hinzuhalten und — grad ein bißel Glück haben. Das Feinbezeichnende für die Echtheit und Natürlichkeit dieses unversieglichen Sprudels ist aber, daß er eigentlich gar nichts von sich weiß, daß der Geist, der eben eine unübertrefflich feine Bemerkung gemacht hat, kein Organ hat, daran zu denken und dafür zu sorgen, daß sie ins nächste Lokalblättle oder in die „Woche“ kommt. Der treffliche Verfasser hat nichts von seinem Werke als das sinnliche Wohlbehagen des Augenblicks, wo es ihm gelang, und etwa den angenehmen Nizel des Triumphs, daß er sein Wort im engeren Sinne seines Heimatbezirkes herumgehen hört. Ich glaube, es liegt ihm sogar ferne, zu denken, daß es sich erhalten und in weiter räumlicher und zeitlicher Form noch manches Echo wecken wird. Nur wirklicher Reichthum, der nicht zu rechnen braucht, darf so achtlos ausgeben. Welch ein Gegensatz zu den armeligen Stadthühnern (oder Gockeln!) mit den vielleicht tagberühmten Namen, die da von jedem Ei, das sie legen, auch wenn es vergeratet, meinen, es sei „für die Ewigkeit“ gelegt und die weite Unendlichkeit müßte es noch umstauen und in sein Gackern einstimmen.

Der Kalenderschreiber hat aber diese Sätze

nicht angehoben, um einige Behauptungen in die Welt zu krähen, die hundert andere vor ihm schon gemacht haben müssen, sondern um ein allgemeines Bekenntnis einigen speziellen Beobachtungen voranzuschicken, die ihm gelungen sind, und er beweist damit auf das Unangenehmste seinen eigenen mangelnden, oder durch vieles unnützes Denken verdorbenen Mutterwitz, daß er so viel Papier zum Einwickeln von ein paar Bröseln braucht, die ihm, dem armen Lazarus, aus reicher, vornehmer und großmäuliger Stadt unter den Bauernischen draußen aufzufangen gelungen sind.

1. Vom guten Werkzeug.

Hat jeder meiner lieben Leser schon genügend, namentlich am eigenen Leib, mit der eigenen Hand, zu eigenem Nuß und Schaden erfahren, daß ein gewaltiger Unterschied zwischen den einzelnen Stücken einer anscheinend gleichwertigen Reihe von Werkzeugen bestehen kann, von den einfachsten Handwerkszeugen an bis zu den gewaltigsten Maschinen natürlich? Kein Ding auf Erden ist wie das andere der gleichen Gattung; bei der größterreichten äußeren Ähnlichkeit können die größten inneren Unterschiede sein. Du steckst in keinem Stück Holz und Metall, das verwendet wurde, kennst seine Tücken nicht, weder die guten, noch die schlechten (denn es gibt auch gute Tücken). Wie kein Mensch wie der andere ist, keine Fabrikur wie die andere des gleichen Fabrikats, keine Messerflinge wie die andere, so ist auch, um mich meinem Fall zu nähern, kein **W e ß t e i n** wie der andere, und wäre er aus dem gleichen Schieferblock geschnitten. Du hast im Laden die Auswahl unter zwanzig gehabt, sie sehen sich ähnlich wie Eier, aber — Glück mußt du haben, um einen wirklich guten zu erwischen, das Glück einer feinen Hand, eines guten Auges und — ein bißel Glück!

Ein solches Glück mußte der tüchtig aussehende Bauersmann gehabt haben, der im vergangenen Sommer an einem heißen Tage in der — sagen wir — „Vinde“ zu Dingsweier, denn wie ich mein Volk kenne, würde er sich fast schämen, wenn ich ihn zu deutlich zeigte, ein Viertel trank, und dabei laut und behaglich von der Heuet und dem Mähen und den Schmittern und den Sensen und den Weßsteinen sprach und sicher nicht daran dachte, daß ein Ohr in der Stube war, dem jedes gute Wort rettungslos verfallen sein mußte, das ihm gelang, auch wenn er gar nicht wußte, daß es — oder besser wie gut es war. Denn daß es gut war, das wußte er! Das zeugte schon der „ictus“, der sich selbst genießende Nachdruck, mit dem er es herauschleuderte.

Er erzählte nämlich von seinem **g u t e n** Weßsteine, einem Stein, wie er nie einen gehabt,

wie kein anderer einen hätte, und wie es überhaupt keinen mehr gäbe! Ein Strich hin, einer her, und die Senfe schmelze nur so hin durchs dickste Gras! Drei Mark hab' ihm der und der dafür geboten — und er habe zwanzig Pfennig gekostet, wie jeder andere im Laden; aber er hab' ihn nicht darum gegeben! „Geh hin und such' dir einen! Ich geb' ihn nicht her!“ Denn — und hier kam das köstliche Wort, das ich meinem Volke mit einem glühenden Kolben einbrennen möchte. Für Bewahrung tausend anderer, höherer Güter, die es hergibt für — Geld, den Götzen, für den alles feil ist: Gesundheit, Freiheit, Würde, Stolz, ach alles — „dem,“ rief er, „kann i weße, wenn i drei Mark ha!“

O mein deutsches Volk! o Mensch! kannst du etwas sein, was du sein mußt, vor der Welt, vor Gott, vor dir, wenn du etwas dafür hast!

2. Vom Hobeln.

Ich stieg einmal in den Lokalzug, der zu Feierabend fährt, und darum immer arbeitendes Volk seinem Herde zuführt, und kam neben eine Bank solch heimkehrender Arbeiter zu sitzen, die in angelegentlicher Unterhaltung begriffen waren. Es waren Zimmerleute, und sie unterhielten sich über das Legen von Riemenböden. Der eine machte den Sprecher und Lehrer, und behauptete eben, wie ich hinhörte: eine Hexerei wäre es gerade nicht, einen ebenen Boden hinzubringen. „Aber weisich, uffpasse mueß doch, daß da ke Loch machsch! E Buckel derßsch mache, aber ke Loch! Weisich, e Buckel kannsch wieder wegpuzen, aber e Loch nit ruffze hobeln!“

Also, o Mensch, dieser Zimmermann, dem es so herausfuhr, und der auch nicht daran dachte, es drucken zu lassen, oder auch nur, daß es Gefahr lief, gedruckt zu werden. Dieser einfache Mensch, der kein Latein kann, aber sein Handwerk versteht, und zwar so, daß ihm diese erungene Höhe und Freiheit (denn etwas verstehen hebt uns über es und macht uns frei von ihm) die Worte verlieh, es aufs treffendste zu kennzeichnen, dieser Mensch zeigt es dir: Einen Buckel darfst du machen, aber kein Loch! Etwas zu viel wollen, irgendwo und wie ein wenig zu viel tun, dich ein wenig überspannen, das darfst du; denn das läßt sich wieder wegpuzen, ebenstreichen, ausgleichen, in der Besonnenheit, die das zu vollbringende Werk und deine eigene Verkühlung dir von selber aufzwingen. Aber unter der Kante bleiben, etwas schuldig bleiben an Wollen und Vollbringen, das darfst du nicht. Denn: Ein Buckel läßt sich wohl wieder wegpuzen, aber ein Loch nicht raufzu hobeln!

3. Die Schnitzbank.

Luden diese beiden ersten Proben zu moralischer allgemeiner Nutzenwendung ein, so will eine dritte Priße Mutterwitz rein ihrer angenehmen Giftigkeit wegen mitgenommen und geschmupft sein. Ich gebe halt nur, was mir gerade so auftaucht.

Vor wenig Jahren besuchte ich einen lieben Vetter, der in irgendeinem Dorf am — hst! verrat ihn nicht! — den heitern und tätigen Abend seines Lebens verbringt; das meiste Heu in seiner Lebensscheuer ist nämlich schon hunten; aber lustig ist er geblieben wie kein zweiter; er funfelt nur so, und ich wette eine Legel Bizenberger gegen ein Glas Bachwasser, daß er die berühmte Gelassenheit, mit der einst sein Vater das Zeitliche segnete, noch übertrumpfen und mit einem Spätzchen Abschied nehmen wird.

Wir saßen — ich hatte noch einen Wegkamera den bei mir, der Aug' und Ohr nicht von ihm wenden konnte —

„er mußt' ihn anschau'n für und für,“

um mit Freiligrath zu reden — wir saßen gemüthlich beisammen — er hatte ein Löchlein in den Keller und die Base eins in die Küche gebohrt, um uns anzufüllen — und plauderten über dies und das. Eins der nächsten Gespräche bot der eben beendigte Herbst, und der Vetter schien allen Grund zu haben, um ein wenig heftig und gallig zu werden, weil acht Tage zu spät angefangen worden war, so daß das Erträgnis durch jähes, massenhaftes Faulen der Trauben sehr geschmälert wurde.

„Ja, war denn das nicht anders zu machen?“ fragte ich, „konnte man denn nicht früher anfangen, wenn der Tag schon früher bestimmt war?“

„Ja, do mueßich die froge, wo an der Schnitzbank siße! Die mache's jo!“ Der Ton war heftig, aber im Auge zwinkerte eins. „Was?“ frag ich verwundert, „die an der Schnitzbank sißen?“ — „De jo!“ rief er, „weisich nit: wemmer untetritt, no kna ppts obel!“

4. Eines Bauern Tod.

Dies gehört nicht so recht in diese Reihe. Aber ich hab' im Vorstehenden den gelassenen Tod meines Großonkels genannt, und betrachte also diese Geschichte für angeschnitten, und ich weiß nicht — Mutterwitz gehört auch da dazu, oder vielmehr: Mutterwitz ist auch das, auch wenn es gerade keinen Witz macht. Die Geschichte hat Aehnlichkeit mit der, die Hansjakob vom Tod des Hermesbauern erzählt, nur ist sie bedeutend prosaischer; und ich habe nicht die mindeste Lust, sie auf ein höheres Niveau zu — lügen.

Also, es war in der Ernte. Draußen war das Korn geschnitten und gebunden und harrte der

Heimfuhr; drinnen aber lag der Vater auf dem Sterbebette, lebte aber noch, wenn auch nicht mehr sehr. Die Kinder, Söhne und Töchter, standen oder saßen um das Bett, waren traurig und gaben sich Mühe, die Gedanken beim Vater zu lassen und nicht zu dem Korn draußen zu schweifen. Und es war sehr heiß und still. Die Rücken summten, der Sterbende atmete schwer, und ab und zu schluchzte bei den Kindern ein Laut auf, oder eine braune Faust rieb sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Und die drückende Schwüle schien ein Gewitter zu verheißen; und schwer war's für diese Bauernleben, nicht an die Frucht auf dem Felde zu denken. Aber der Vater stirbt — man darf an nichts anderes denken — muß zart sein — und gerade wenn es schwer fällt, was kostet.

Aber der Vater — Vater und Bauer und noch einiges dazu! — löste den Bann.

„Buebe!“ sagte er, „hebe könne ihr mi doch nit. Sterbe muess i, aber i ka allei sterbe, aber 's Korn cha nit allei eri. Mache, daß er's heimbringe! — Sehn hi un hole mer e Kriegl Wi und e Gläskl Zwetschgewasser un stelle mer's do her! Un no könnener e Vaterunser bete, un no machener, daß er's Korn heimbringe.“

Und sie machten es so! Sie holten ein Krügle Wein und ein Gläschen Zwetschgewasser — versehen war er schon am Morgen worden! — und stellten es auf das Tischchen neben das Bett. Und dann beteten sie laut das Vaterunser und den englischen Gruß, und gaben dem Vater weinend die Hand und nahmen Abschied, und spannten an und fuhren hinaus und banden und luden die Karben, und fuhren gegen Abend heim; und als sie lei' in die Stube traten, war das Krügle Wi leer und das Gläsle Zwetschgewasser leer und der Vater — tot.

Während die Kinder das Korn heimtaten, das sie zum Leben brauchten, konnte er allein sterben. Er brauchte sie nicht vom Sarg und Grab aus noch zu drücken. So ging er um die Ecke, um nicht zu stören, und ich habe das Gefühl, es lag ein leichtes Zwinkern und eine grob- und unpoetisch geschnittene Zartheit in der Bestellung des Krügles und des Gläsles; es lag etwas drin, was den Kindern das Gehen leicht machte, und ich wette wieder, sie werden es an ihrem eigenen Sterbetage nicht vergessen, wie gelassen ihr Vater nach einem langen Leben rauher Arbeit von dieser „herben“ Erde ging.

Wohl dem Menschen, der nicht der Versuchung nachgibt. Gott versucht jeden: den einen durch Reichtum, den andern durch Armut — den Reichen: ob er für Notleidende die Hand aufstun, den Armen: ob er ohne Murren, der Versuchung ergeben, seine Leiden ertragen wird.

Talmud.

Grundsätze.

Von Karl Hesselbacher.

Unsere badische Dichterin Hermine Bilsinger läßt in einem ihrer Romane eine tapfere und kluge Frau auf die spitze Rede ihrer Gegnerin: „Ich würde es mir zum Grundsatz machen . . .“ die schneidige Antwort geben: „Ich habe überhaupt keine Grundsätze, meine Liebe! Zu was braucht denn ein anständiger Mensch auch noch Grundsätze? Was recht ist, versteht sich von selber.“

Wer das so obenhin liest, dem muß es sein, als bekomme er einen Schlag vor den Kopf. Leute, die keine Grundsätze haben — ja, die zählen doch nicht mit. Das sind doch Kreaturen, mit denen kein vernünftiger Mensch etwas anfangen kann. Wer will sich auf sie verlassen? Sie sind imstande, dir heute im Arm zu liegen und ewige Freundschaft zu schwören, und morgen dir den Rücken zu kehren, als hätten sie dich nie im Leben gesehen. Wer nach ihrer Meinung fragt, ist betrogen. Sie richten sich stets nach dem, was herrschende Mode ist. Sie verstehen die Kunst, sich den Verhältnissen anzupassen, wie sie sich rühmen, und darum fällt's ihnen nie ein, gegen die „Verhältnisse“ einmal tüchtig Sturm zu laufen, bis eine freundlichere Sonne scheint über dem Volksleben. Leute ohne Grundsätze halten's mit jeder Partei, die gerade am Ruder ist, weil sie mit jeder Partei gute Geschäfte zu machen verstehen. Sie sind mit allen Wassern gewaschen und mit allen Hunden geheßt. Sie sehen das Gewerbs- und Geschäftsleben lediglich durch die Profitbrille, und der Gedanke, einmal ein Opfer zu bringen für irgendeine Volksnot oder ein Unternehmen der Wissenschaft und der Kunst, liegt ihnen so fern wie der Plan, eine Bahn nach dem Mond zu bauen. Leute ohne Grundsätze sind ein weicher Ton, der sich von jedem kräftigen Finger in eine andere Form pressen läßt. Es fehlt ihnen nichts zu ihrem Glück, aber alles zum Charakter. Sie wissen das Sprüchlein „Leben und leben lassen“ morgens und abends trefflich zu beten und denken dabei: „Ich will leben, und darum sollen die Leute mich leben lassen und mir gar keine Schwierigkeiten machen und mir nicht die geringste Anstrengung zumuten. Sie sollen nicht von mir borgen oder wenigstens nur dann, wenn sie mir pünktlich fünf Prozent bezahlen können. Sie sollen mich nicht als Zeugen begehren, denn ich habe nie etwas gesehen und gehört. Wenn sie mich in Ruhe lassen, bin ich ihr bester Freund.“ Leute ohne Grundsätze sind Leute in einer Elefantenhaut. Durch diesen dicken Panzer geht keine Bitte und keine Beschwörung, aber ebensowenig eine ehrliche Grobheit durch. Sie laufen durch alle Stachelbüsche und lachen. Wer will mit Leuten ohne Grundsätze etwas zu tun haben?

Und als wir erzogen wurden, war's nicht das Wichtigste und Ernsteste, was uns der Vater in die Seele prägte — Grundsätze uns zu bilden. Wie oft sprach er tren und herzlich: „Kind, merk dir's fürs ganze Leben . . .!“ Als er befürchtete, daß eins seiner Kinder einen Hang zur Knauerei in sich trage, hieß es: „Schreib dir's in die Seele, daß du die Augen zudrückst, so oft das Geld dich anblinzelt und dir sagen will: Halt mich fest um jeden Preis!“ Und als er bei einem anderen sah, daß die Liebe zum Schönen in Musik und Dichtung die treue Pflichtarbeit überflügeln wollte, warnte er: „Nimm meinen Rat mit ins Leben hinein, daß Blumen schön sind am Wegrand, aber daß man vom Kornacker lebt!“ Und als er sah, wie eins beim Lesen der tiefsten und feinsten Bücher über die Seiten hinslog und sich bald da, bald dort eine besonders schöne Schilderung herausklaubte, mahnte er: „Kind, merk dir's: Wer graßt, heuet nicht!“ Und diese Grundsätze stellten sich um uns herum wie eine blinkende Mauer aus Erz und Marmelstein. Wir saßen geborgen wie in einer festen Burg. Und viele Feinde, die uns bedrohen wollten, kamen gar nicht an uns heran. Mancher, der mit uns zur Universität zog, ist verdorben; wir wurden gehalten von guten Freundeshänden: von den Grundsätzen, die uns der Vater mit goldenem Griffel in das Herz geschrieben hatte.

Wer kann sagen: „Zu was braucht ein verständiger Mensch Grundsätze?“ Wir sind schnell mit der Antwort da: „Zur Bildung seines Charakters!“ Aber wie wir's sagen, muß doch eine andere Frage auftauchen: Und wenn der Charakter gebildet ist? Wenn ein fertiger Mann dasteht mit klarem Blick und festem Herzen? Braucht er wirklich die Grundsätze noch als eine Weisheitsregel, die ihm jeden Schritt vorschreibt? Wer gehen kann, braucht doch wohl keinen Arm mehr, der sich um ihn legt und ihn festhält!

Bestimt euch doch einmal auf die Menschen, die beim dritten Wort mit ihren Grundsätzen operieren — wie sehen sie aus? Ich kenne keine langweiligeren, trockeneren und nüchterneren Menschen, als die Leute, die stets mit der Antwort bei der Hand sind: „Ich habe mir's zum Grundsatz gemacht . . .“ Einer meiner Freunde — und es ist einer der besten und trefflichsten Männer, die ich kenne — hat darauf einmal die Antwort gegeben: „Ei was! Grundsätze sind dazu da, daß man sie übertritt!“ Das klingt schrecklich leichtsinnig. Und doch steckt eine feine Wahrheit darin. Das ist die Wahrheit: „Das Leben ist viel zu bunt, zu mannigfaltig, zu seltsam, zu rätselvoll, als daß es sich in bestimmte Regeln einfangen ließe.“ Es macht oft die dicksten Striche durch unsere Grundsätze. Und das ist ein unglücklicher, bedauerenswerter Mensch, der sich durch die Forderungen des Lebens seine Grundsätze nicht korrigieren lassen kann. Ich kenne einen

gelehrten Mann, der hatte sich's zum Grundsatz gemacht, nie in einer öffentlichen Versammlung zu sprechen. Aber als eine große Volksnot kam, in der viele bekümmert fragten, was ihrem ins Banken geratenen Glauben helfen könne, da rief der Gelehrte selbst eine Versammlung ein und redete, und seine Worte, aus langem, keuschem Schweigen geboren, fielen wie Donnerkeile auf die Gegner. Seine Rede war eine Schlacht.

Wißt ihr, warum die Menschen mit ihren Grundsätzen prunken? Einfach deshalb, weil man sich hinter Grundsätze vortrefflich verstecken kann. Feigheit und Faulheit, Bequemlichkeit und Geiz — sie decken sich mit Grundsätzen zu. Und man belügt sich und andere mit dem Mantel des Charaktervollen, hinter dem in Wahrheit ein Strohkopf oder ein Steinherz steckt. Und wie gut decken die Grundsätze! Gegen Grundsätze darf man ja nicht streiten. Wo die Mauer der Grundsätze aufgerichtet ist, kannst du dein Streiten sparen. Und bringst du alle Gründe der Vernunft und der Menschlichkeit, der Religion und der Liebe — der Mann in der Burg der Grundsätze macht's wie der Ritter Pienzenauer, den Kaiser Max in seinem festen Schloß beschoß und der allemal, wenn eine Steinkugel ohnmächtig an den starken Mauern abprallte, mit einem Besen kam und die beschossene Stelle hohnlachend sauberkehrte. „Alles, was du sagst, ist schön und gut; aber ich habe nun einmal meine Grundsätze. Du wirst mich doch nicht charakterlos machen wollen? Du siehst ein, ich kann nicht.“ Ihr kennt doch das „ich kann nicht“, das verlogene Wort, das nur das „ich will nicht“ verstecken soll? Es geht mit den Grundsätzen wie mit den leeren Worten. Mit Grundsätzen läßt sich trefflich streiten. „Könnte der Teufel auch heut noch zum Lernbegierigen Schüler sagen. Darum hat unsere feine Dichterin doch nicht so Unrecht, wenn sie meint: „Unständige Menschen brauchen keine Grundsätze!“

Denn — und darin liegt des Rätsels Lösung — sie haben einen einzigen großen und ernstesten Grundsatz. Aus dem kommt alles, was sie reden und tun, mit solcher Naturnotwendigkeit heraus wie der elektrische Funke aus der geladenen Batterie. Dieser Grundsatz heißt: „Es ist weder sicher noch geraten, etwas gegen das Gewissen zu tun.“ So wie es Luther in Worms gesagt hat. Ich will allezeit mit dem lebendigen Gott marschieren und ihm in mir das erste und letzte Wort gönnen — wer diesen Grundsatz einmal in tiefster Seele trägt, der braucht allerdings keine „Grundsätze“ mehr. Der handelt wie der Künstler, der aus der himmlischen Eingebung heraus schafft. Und der bildet mit Gottes Macht und Geist das höchste Kunstwerk, das es gibt — das Leben, in dem Freiheit und Liebe in heiligem Ehebund leben.

Die Seele der Heimat — meine Seele!

Von Karl Hesselbacher.

Wor kurzem las ich eine Schilderung des Lebens des schwäbischen Dichters Hölderlin. Da meinte der Schriftsteller, der das Büchlein geschrieben hat: „Hölderlins Heimat war das schwäbische Tulland mit seinen weiten, lachenden Ebenen, durch die der freundliche Strom zieht. In der weiten Ferne grüßen blaue Berglinien. Ueberall dringt der Blick in ein grenzenloses welliges Land, das umsäumt wird von lichten Wolken, die sich niederstrecken auf die zarten Hügelkuppen. Kein Wunder, daß Hölderlin sein Lebenlang etwas in sich hatte von dem Zug in die Weite, von dem großen Sehnen nach dem fernen seligen Land, in dem alles Harmonie, alles Licht und alles Wohlklang ist! Wer in solchem Land aufgewachsen ist, der weiß zu erzählen von der Sehnsucht, die sich ausdrückt in dem Liede: Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel, flög' ich auf zu meinem Stern!“

Ob wirklich diese tiefe, sehnsuchtsvolle Seele des Dichters aus dem Land der zarten Hügelwellen und der weiten Fernblicke her stammt, weiß ich nicht. Ich denke, sie wurzelt in tieferen Tiefen. Aber eins ist gewiß: diese in seinem Innersten schlummernde Wesensart, die sich in wundervollen Träumen weit weg über den Tag und die Not des Tages hineinwagen konnte in ein Land der Seligen, ist durch sein Heimatland mächtig gefördert worden. Die Seele dieses Heimatbodens hat wirklich zusammengeklungen mit der Dichterseele, und darum ist sein Lied eins, das auf silbernen Saiten gespielt zu sein scheint, weil es wie aus tiefen Erdgründen heraufdringt. Der „Wohlklang des säuselnden Hains“ war die Musik, die des spielenden Kindes Ohr rührte, und der „Sonnengott, der, wie ein Jüngling mit feurigen Locken, zu fernen Ländern wegsinkt“, ist das zauberische Bild gewesen, das von den Hügeln Württingens sich dem Auge des Knaben bot, und dem er wohl mit erhobenen Händen nachstrebte!

Die Seele der Heimat schläft in unserer Seele, und sie tut manchmal die Augen auf, dann, wenn wir's am wenigsten spüren. Aber ihre Augen sind tief und leuchten. Wer in sie hineinschaut, der blickt in Wunder des Lebens hinein. Habt ihr noch nie etwas erlebt von diesem Wunder? Nun, dann laßt euch fragen: was zieht euch so stark hinaus zu den ganz einfachen schlichten Menschen, die in einem „weltvergessenen Winkel“ wohnen? Warum sagt ihr: „Da trifft man doch wieder Menschen — in der Stadt sind's ja nur angekleidete Puppen!“ Ist's nicht deshalb, weil aus diesen stillen Gesichtern, aus diesen festgemeißelten Köpfen, aus diesen hart-

geschafften Händen eine ganz besondere Sprache herauskommt: die Sprache der Heimatseele.

Es war vor einigen Jahren. Da besuchte ich einen lieben Freund im Schwarzwald. Am Sonntag morgen saß ich auf der Empore seines Dorfkirchleins, um seiner Predigt zu lauschen. Aber ich gesteh' es ehrlich: ich habe viel mehr in den Gesichtern der Männer studiert, die mit mir auf derselben Bank saßen. Wie prachtvoll die scharfgeschnittenen Züge, die tiefen blauen Augen, die buschigen Augenbrauen, das wallende weiße Haar! Da redete eine besondere Sprache: die Sprache von Männern, die aus den Höfen an den Verglehen kamen. Dort haben sie schweigen gelernt. Darum waren ihre Lippen schmal und aufeinandergepreßt. Dort haben sie sinnen gelernt. Darum lagen ihre Augen tief und leuchteten wie Karfunkel im Dunkeln. Dort haben sie stillhalten gelernt in langen Frühlingssturmtagen, wenn der Föhn durch den festeren Tannenwald braust. Drum waren ihre Hände ineinandergefaltet, als sagten sie: „Wie Gott will!“ Dort haben sie eine zähe Arbeit gelernt, wenn die Sommerhitze auf den gerodeten Hängen liegt oder wenn die Vöche im Frühling kommen, um ihre Necker in die Tiefe zu reißen und Matte um Matte gestüßt werden muß durch einen festen Flechttag. Drum waren die Fäuste groß und die Finger wie von Eisen! Die Sprache der Heimatseele war die Sprache einer verborgenen Kraft, die nicht biegt und nicht bricht. Wer ihr lauscht, dem ist es, als sängen uralte Lieder um ragende Felsen und um springende Wasser von Menschentrug und Menschenhärte und doch wieder von tiefem Glauben und stolz getragendem Leid. In wessen Seele solch ein Heimatlied klingt, der ist selig zu preisen. Der geht als ein Begnadeter durch die Welt der Tränen und des Sonnenscheins.

Und wer einmal Einfuhr hält in einem Pfälzer Dorf — hei, wie dem das Herz lacht! Die Hände recken sich dir wie von selber entgegen, und das erste Wort ist ein Scherz. Aber einer, der dir nicht weh tut! Du wirst selber mitlachen, wenn dich der lustige Pfeil trifft. Und die Lieder flattern durch die Straßen wie die schwingenden Schwalben, manchmal ein altes, gutes Volkslied, manchmal irgendein Trällern aus einer neuen Operette, das der Soldat oder das Dienstmädchen aus der Stadt mitgebracht hat. Aber immer kommt das Singen aus einem hellen Herzen, dem das Lachen angeboren ist. „Der Pfälzer ist leicht wie sein Sandboden und spritzig wie sein Wein!“ so sagt man in den Bergen, wo der Ernst daheim ist und die Freude ein seltener Gast. Und „der Pfälzer ist fröhlich wie die Wellen des Rheins und trägt sein Bündel auf leichter Achsel, so wie sein Hopfen an den langen Stangen hinaufklettert!“ rühmt sich der muntere Menschenschlag. Sie

haben recht. Die Seele der Heimat geht durch all die Dörfgassen, die so breit und sauber in der weiten Ebene sich hinziehen, und es ist, als ob ein Wanderburſch da hindurchginge mit der klingenden Zupfgeige am blauen Bande und beim Schreiten fährt er über die Saiten, daß es juchzt in den blauen Himmel hinein. Es ſind Glückskinder, die Männer, durch deren Leben dieſe ewige Frühlingsſeele lacht!

Es iſt ein Gotteswunder, wie wir ein Teil des Allerbeſten unſeres Lebens aus unſerer Heimatſeele herausleben. Drum tun mir die „Allerweltsmenſchen“ von Herzen leid, die überall und nirgends zu Hauſe ſind und nirgends einen Fleck Welt haben, an dem ſie feſtſitzen: „Da gehöre ich hin!“ Einmal habe ich mit einem nachdenklichen jungen Arbeiter meiner Südstadt geſprochen über Vaterland und Heimatliebe. Der ſagte geſaſſen: „Ich halte es mit dem alten Sprüchlein: Wo es mir gut geht, da iſt mein Vaterland!“ Erſchrocken ſah ich ihn an: „Das iſt nicht Ihr Ernst! Denn das paßt nicht zu Ihnen. Sie ſind mir zu gut für dieſe armſelige Philiftergeſinnung. Die laſſen Sie den Satten und Faulen!“ Er aber fuhr fort: „Warum ſoll ich mein Vaterland lieben? Meiner Sprache hören Sie an, daß ich aus dem Oſten ſtamme. Aber dort bin ich nicht daheim, denn wo ich geboren bin, war mein Vater nur ein halb Duzend Jahre als Ziegeleiarbeiter auf einem großen Gute anſäßig. Er ſelbſt ſtammt aus dem weſtlichen Rheinland. Ich habe meine Lehrjahre in Hamburg zugebracht, und ſeit fünf Jahren ſtecke ich hier in Karlsruhe in einer Maſchinenfabrik. Sagen Sie, wo iſt meine Heimat? Ich weiß nicht, was das iſt, Heimat!“ Damals iſt mir das dunkle Leid klar geworden, das über ſo vielen unſerer Männer liegt, wenn ſie aus den dunklen Torbögen ihrer Fabriken kommen. Warum ſind ſie ſo freudlos? Weil ihre Seele heimatlos durch die Lüfte flattert und vergeblich den Fleck ſucht, wo ſie ſich niederlaſſen kann. Sie haben die wunderbarſte aller Sprachen nicht gehört, das kleine unſcheinbare Wort „daheim“. Kein Wunder, daß es über ihren dunkeln Augen liegt wie eine Trauer, die ſie nicht ansprechen können, und kein Wunder, wenn ihr Leben dahinfließt wie ein ſchwarzer Strom an nächtlichem Stadengemäuer.

Und am weheſten tun mir die Kinder in den Großſtädten, denen nie etwas aufſtrahlt von „Heimat“.

In der Unterrichtſtunde frage ich einen Bub: „Sag, was iſt denn das für ein Denkmal, das auf unſerem Marktplatz ſteht? Es hat die Form einer Pyramide!“ Und ich denke, er erzählt mir die Geſchichte vom Markgrafen, dem Gründer unſerer Stadt, der da unten ſeinen Schlaf ſchläft, wie er einſt unter einem Eich-

baum des Hardwaldes die Stadt im Traume ſah mit den Straßen, die wie die Strahlen der Sonne lauſen. Der Bub ſchüttelt den Kopf. Ich frage etwas ärgerlich: „Das hat dir deine Mutter gewiß ſchon vorgeſungen, wie du noch in der Wiege gelegen biſt!“ Da lacht er: „Ach, meine Wiege — iſt in Worms geſtanden. Und wo ich im nächſten Jahre ſein werde, weiß kein Menſch!“ Fragt ihr noch, warum die GroßſtadtKinder ſind wie die Späßen, die viel lärmern, aber keinen Ton ſingen können? Gebt ihnen die Seele, die ihnen fehlt, die Seele einer Heimat, und auch ihr Herz wird den Ton finden von dem ewigen Liede Gottes!

Drum hängen wir an der Heimat, weil dort die Wurzeln unſeres Weſens liegen. Und dem u werdobenen Menſchen iſt die Heimat immer das Allerſchönſte, was auf Erden iſt. Mit heimlichem Lächeln denke ich meiner guten alten „Bachfriſin“. Wie die einmal mir erzählte, daß ſie in Wertheim geweſen ſei. „Iſt es schön dort?“ frag' ich. Sie nickt: „Wunderschön!“ — „Was hat Ihnen am beſten gefallen?“ Ich denke, ſie erzählt von dem roten Schloß, das wie ein Traum aus dem Mittelalter aus dem grünen Wald herausſchaut. Oder von dem Zuſammenfluß des Mains und der Tauber, die wie zwei Silberſchwäne dort nebeneinander durch das lichte Tal ſchwimmen und ihre ſchlanken Hälſe ineinanderſchlingen. Aber das gute Weiblein ſagt: „Da in Wertheim liegen ſolch ſchöne Schiffelein, geradeſo wie bei uns drunten am Neckar in Hajmersheim liegen!“ Also darum iſt Wertheim ſo schön, weil es an die Heimat im Neckartal mahnt? Gute „Bachfriſin“! Du haſt recht. Wie ſingt unſer liebes Lied?

„Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
Da wird ihm zur Heimat das fernſte Land!“

Und heute noch hören wir mit herzlichſcher Bewegung, wie die Waldenſer drüben bei Pforzheim vor zweihundert Jahren ihre Dörfer nach den Heimatnamen genannt haben und das Pinache und Perouſe der Savoyer Alpen in den ſlachen Wieſengründen des Schwabenlandes ſeine Auferſtehung feiert. Die Heimat geht mit uns, wohin wir wandern, wie ein Bote Gottes, der uns hilft, unſer Beſtes zu hüten!

Wer ſich ſeiner Heimat ſchämen kann, der iſt mir wie ein Sohn, der ſich ſeiner Mutter ſchämt. Ich könnte ihn nimmer anſchauen. Und ſei ſie noch ſo ſchlicht und noch ſo verloren, — die Heimat iſt meiner Seele heiligſter Schmuck. Meint doch nicht, ihr müßtet die Sprache eurer Heimat verleugnen! Warum ſoll alles in dem verwaſchenen „Hochdeuſch“ untergehen? Unſere Heimatſprache hat ſo viele Perlen! Die dürfen nicht verloren gehen. Hört doch einmal den Baſler oder den Berner ſein urrecht deuſches Kraftwort ſagen: es iſt wie Landdrot nahrhaft

und fest, so schwarz es ist. Tausendmal lieber greif ich zu ihm, als zu dem faden Weißbrot im Stadtbäckerladen. Und wenn der Schwabe kommt mit seinem „Heidenei!“ und „Guck net übers Bergle — no kriegst auch keine auf d' Ras!“ seine schlichte Tagesweisheit bringt, ist mir zehumal so wohl, als bei der gedrecheltsten Stadtrede.

Wir bedürfen dieser Liebe zur Seele der Heimat. Gerade jetzt doppelt und dreifach! Unser deutsches Volk hat angefangen, seine Seele zu verlieren. Wir sind — wenigstens in den letzten Jahren vor dem Kriege — in der großen Gefahr gesteckt, ein Krämervolk zu werden. Der Tanz ums goldene Kalb ist der wichtigste Modetanz geworden. Und am deutlichsten hat sich's gezeigt in der Geringschätzung der Heimat! Wie ich in Italien war, besuchte ich den Leiter der deutschen Schule in einer der italienischen Großstädte. Mit mir zusammen trat ein Herr ein, der seinen Sohn zur deutschen Schule anmeldete. „Wie lange sind Sie schon hier?“ fragte der Schulvorstand den Fremdling. „Ich habe ein Juweliergeschäft, das ich schon zwanzig Jahre betreibe?“ — „Spricht Ihr Sohn deutsch?“ — Da erstante ich über die Frage. Warum soll der Sohn eines deutschen Kaufmanns nicht deutsch sprechen. Aber der Mann lächelte: „Leider nicht! Meine Frau ist Italienerin!“ Als er gegangen war, fragte ich den Schulleiter: „Das ist aber doch unerhört?“ Der zuckte die Achseln: „Leider nein! Das erste, was der Deutsche bei uns im Stiche läßt, ist sein Deutschtum. Denn das erste und das letzte, was er sucht, ist: sein Geschäft!“ Das mochte hart, wohl zu hart ausgedrückt sein. Aber es kennzeichnet den Geist, der über uns kam wie aus dem Abgrund. Dieser Geist würde unser Ruin sein. Gegen den heißt es sich wehren, wie gegen den schlimmsten Erbfeind.

Da hat die Frau eine große Aufgabe: „Macht euren Kindern die Heimat lieb!“ das ist eine der ersten Forderungen, die über jeder Kinderstube stehen sollte. Wozu sind die Winterabende da? Wozu haben wir die schönen Bücher mit den Heimatliedern und den Heimatfagen? Und wenn das blühende und lachende Land sich auf tut im Frühling und Sommer — was gibt es Schöneres als Jugendfreude im Heimatland? Nie darf ein Kind sagen: „Bei uns ist es langweilig!“ Wir gingen einmal zu zweit hier in unserem recht eintönigen Kieferwald spazieren. Da wies der neben mir gehende Freund hinaus nach der weiten Ebene, die im Abenddunst lag, während die Kiefernstämme im Schein der untergehenden Sonne wie geschmolzenes Gold schimmernten: „Siehe, das ist reine Schönheit!“ — Und da kommen die Leute und sagen, unser Karlsruhe sei tot! Sie kennen es nicht!“ Er hatte ganz recht: sie kennen es nicht. Sie

haben die Sprache seiner Seele nicht gehört. Aber unsere Kinder sollen diese Sprache hören — und sie sollen dadurch das Größte gewinnen, was es auf Erden zu gewinnen heißt: eine ganz reine, treue, selbstlose Liebe!

Ihr kennt die Ballade vom Grafen Archibald Douglas! Wie der verbannte Graf nach seinem Scotland zurückkehrt, weil er lieber sterben will als in der Fremde verderben, und wie der König ihn darum in seine Arme schließt:

Der ist in tiefster Seele tren,
Wer die Heimat so liebt wie du!

Das ist's, was die Seele der Heimat uns geben will, den köstlichsten Schatz des Lebens: die Treue, die nie bricht! So wird die Seele der Heimat zum Reichtum unserer Seele.

Beileib keine Raubbaute!

Von Marie M. Schenk.



Wahr ist's — das geben die Zwieblinger ohne weiteres selbst zu —, der liebe Gott hat in ihrem am Rande der Ranhen Alb gelegenen Dorfe allerhand Kostgänger, wie schon die unterschiedlichen Spitznamen dartun. Da gibt es, um nur etliche zu nennen: den Pfluderer, den Hockernaze, den Häfelesgucker, den Gaigeihänsel, den Ragenmauser, den Bumser, den Drechpfliegel, und den Gockeler. Auch die „andere Sorte“ ist nicht minder gut vertreten; man braucht sie bloß aufzuzählen, und weiß schon, was die Glocke geschlagen hat. Oder wird einem nicht schon die halbe Lebensgeschichte offenbar, wenn man nur die Namen nennt, als da sind: die Schleicherin, die Koldererjeppe, die Rättschamei, die Milchsupperin, das Alesinzkätterle, die Beckessergetrel und die Goshenurjel?

Man sieht, es ist eine schöne Musterkarte, darin die Tugenden entschieden etwas zu kurz gekommen sind; doch was auch immer für Untugenden darin verzeichnet sein mögen: eine fehlt — darauf schwören die Zwieblinger steif und fest — unter ihnen gibt es keine Raubbaute. — Alles andere — ja! Aber beileib keine Raubbaute!

Was zu beweisen ist!

Nehmt zum Beispiel gleich einmal den Belinger.

Das ist ein Bursch wie ein Baum so lang und so stark, mit ein paar Fäusten wie Schmiedehämmer. Wo die hinhauen, wächst sobald kein Gras mehr, und er tut nichts lieber als hauen, besonders am Sonntag, wenn es sonst nicht viel Handarbeit zu leisten gibt. Fallen je einmal aus irgendeinem Grunde die landesüblichen Sonntagshändel im Wirtshaus aus, so macht er es wie der Mattheis mit dem Eis: hat er

keins, so macht er eins! Und nichts ist schneller gemacht als Händel in einer vollgestopften Wirtsstube, besonders wenn man das Foppen so gut versteht wie der Bellinger. Gewöhnlich schlägt er sich bei tätlichen Meinungsverschiedenheiten auf keine Seite, sondern steht wie ein Kriegsgott zwischen zwei feindlichen Lagern, feuert an, heßt, schimpft und greift zu, wo es gerade nützt: bald zur Rechten, bald zur Linken — immer aufrecht und immer unbeseigt. Daher kommt es, daß er eigentlich keine Freunde, noch viel weniger aber Feinde hat: es traut sich keiner der Burschen, weder zu dem einen, noch zu dem andern.

Das ginge noch, meint ihr! Aber jener Sonntag, an dem er in „Schwanen“ die Wirtschaft austräumte — was ich dazu sage?

Je nun, die Sache war so: Im „Schwanen“ haben sie sich am Kirchweihsonntag beim Nachmittagsstanz an den Haaren gepackt, wegen einem Mädle natürlich. Der Bellinger ist anfangs gar nicht dabei gewesen; aus dem Rumhopsen machte er sich nämlich nichts, und aus den Weibslenten noch weniger. Da hat er sich schon besser an das Mittagessen gehalten und dem Schweinernen mit Kraut und Knöpfle alle Ehre angetan, darnach sich auf die Ofenbank gelegt und Kraft angeeschlafen, bis seine Zeit kam. Wie er nun so gegen Abend langsam, die Hände in den Hosentaschen, die Ulmerpfeife im Mundwinkel, über die Brücke nach dem „Schwanen“ schlendert und im stillen überlegt, wie er es am geschicktesten anfangen könne, daß er mit seinen Händen auch auf seine Kirchweihkosten komme, da reunt ihm an der Brücke vor dem „Schwanen“ des Bräulechneiders Amekätterle entgegen und schreit zum Gotterbarmen: „Um d'r tausend Gott'swille, Bellinger, komm m'r doch au z' Hilf! In de' »Schwane« breche je 's Haus ab und haue enander z' tot — und mei Hansjockele leit z' unterst drunne! O jesses, o jesses, was fang' i an an?“

„Zerfcht halt'scht emol 's Maul vor alle Dinge!“ sagt der Bellinger, nimmt die Pfeife aus dem Mund, klopft sie sorglich aus und steckt sie gemächlich in die Tasche; dann zieht er den Kittel aus, legt ihn säuberlich auf das steinerne Brückengeländer, streift die Hemdärmel auf, reckt die Arme und ballt die Fäuste.

„Sodale, jetzt kann's losgehe!“ sagt er befriedigt und tritt in die Wirtsstube.

Drinnen ist die schönste Kabbalgerei im Gang; ein Lärm und ein Geschrei ist, man hört das eigene Wort nicht mehr; kaum daß der Bellinger zur Türe hinein kann, so reißen sie sich drinnen über Tische und Bänke und an der Mauer herum. Aber der Bellinger bringt alles fertig: er macht bloß ein paarmal die Arme kräftig auf und zu — dann hat er Platz und stellt sich breitspurig vor die offene Stubentüre. Gellend

überschreit er das Getöse: „Aufpaßt jek, ihr Buebe, d'r Bellinger isch do!“ und schon lassen die sich schließenden Arme den nächsten beuten und — hast du nicht gesehen! — fliegt der im weiten Bogen zur Türe hinaus, über die Treppe hinweg und landet glücklich, wenn auch etwas unsanft, auf der wohlaufergetürnten Dungele. Denn das hat der Bellinger sein heraus, und zielen kann er — nicht umsonst hat er bei der „Atollerie“ gedient — selten, daß er das Ziel verfehlt und einen daneben wirft. Und schon folgt der nächste, ihm nach der dritte; der vierte aber schreit: „Laß mi aus, Bellinger, du bist verkomme — i bin's jo, d'r Deseidubel!“

„Dofür kann i niz — oineweg mueischt 'naus!“ gibt der Bellinger zurück und greift nach dem fünften.

Jetzt merken die Streitenden in der Stube den neuen Feind und plötzlich sind sie unter sich merkwürdig einig: Haarschöpfe, Nasen, Rockflügel und Ohrläppchen werden losgelassen, und alle stürmen sie wie ein Mann gegen den Bellinger an. Der steht wie eine Mauer, feuert bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß einen in die Ecke und bekommt dazwischenhinein immer wieder einen zu fassen, der die Luftreise über die Treppe antritt. Endlich aber gelingt es seinen Widersachern doch, ihn von der Türe hinweg nach der Ecke zu drängen, wo der breit ausladende Kachelofen steht.

„Zieht m'r au so recht!“ sagt der Bellinger, spreizt die Beine, lehnt sich mit dem Rücken gegen den Ofen und stößt mit den Armen um sich wie ein Wilder. Blutige Nasen, blaue Augen, ausgereckte Schulterblätter sind das Werk seiner hämmernden Fäuste. Auf einmal tut es einen dumpfen Krach — der Ofen hinter dem Bellinger gibt nach, kommt ins Wanken und stürzt —, mit ihm der Bellinger, und auf ihn die Vordersten der anstürmenden Kotte, und immer weiter pflanzt sich das Gewirr in die Stube hinein: Arme, Beine, Köpfe wuseln durcheinander, und mancher Stiefelabsatz setzt sich unsanft irgendwo hin, wo sonst nicht sein Platz ist. Der Lärm hat seinen Höhepunkt erreicht; Schreien, Schelten, Stöhnen und Jammern dröhnt durcheinander, und die obenauf Liegenden tun sich darin besonders hervor. Hinter der Schenke raust sich der Schwanenwirt das Haar und rechnet in der Geschwindigkeit seine zer Schlagenen Bierkrüge und abgeschlagenen Stuhlbeine doppelt zusammen, und vor den Fenstern kreischen und barmen die zuschauenden Weibslente.

Da hebt sich der lebende Berg in der Ofenecke —, es sieht schier aus, als sei ein mächtiger Maulwurf am Werk; ein Schütteln, ein Stampfen — ein Kopf taucht auf, ein paar Fäuste wie Schmiedehämmer folgen . . . und heraus steigt der Bellinger, schüttelt ein paar Burschen von



Seraus steigt der Bellinger und schüttelt ein paar Burschen von sich.

sich, wie der Budel nach dem Bad die Wassertropfen, wischt sich die blutende Nase am zer-rissenen Hemdärmel und ist mit einem Satz über alle hinweg wieder bei der offenen Türe. Er sieht, von Blut und Dfenruß gefärbt, aus wie ein leibhaftiger Teufel; ein paarmal schöpft er tief Atem, dann klappt er wie zu Beginn die Arme auf und zu und brüllt in die Stube hin-ein: „Wer isch jetz an d'r Noth? Nu her, ihr Tröpf, wenn ihr Kurasche hent. Amesoicht könnert ihr 's Fliege lerne, mitsamt em Dse. Abet glei, sag' i! Wenn ihr wartet, bis i in d' Hitz komm, no verdruck i eu in de Händ wie faule Zwetschge!“

Derartige rohe Gewalttätigkeiten gingen aber doch übers Bohnenlied, meint ihr? —

Ja freilich, da habt ihr eigentlich schon recht: in einem Lehrbuch der feinen Lebensart wird solchen Umgangsformen nicht das Wort geredet; aber ihr müßt auch bedenken, der Bellinger kann nichts für seine zwei kräftigen Fäuste — und schließlich braucht er sie auch so als Schmied. Zugegeben, ein Halbwilder ist er schon, der Bel-linger, aber — beileib kein Raubbau! —

Und dann der Marder, wollt ihr wissen!

Mit dem Marder ist das auch so eine zweifel-hafte Geschichte, ich will sie euch gleich erzählen, dann werdet ihr mir selber recht geben.

Der ist eigentlich das ausgerechnete Gegenpiel vom Bellinger, was sein Aussehen anbelangt: dafür ist er auch ein Schneider — und damit ist alles gesagt. Heißt das: ein Traufgänger ist er genau so wie der Bellinger, nur daß er sich nicht mit den Fäusten wehrt, sondern mit dem Mundwerk. Und das gibt aus, sage ich

euch, fast besser als des Bellingers Fäuste. Als wandernder Schneidergeselle ist er weit herum-gekommen, bis hinauf zu den echten Preußen, und hat von dort nicht nur ein in Schnitt und Art feineres Gewand als das Zwiëblinger ort-s-übliche, sondern vor allen Dingen ein sehr ge-bildetes Wesen mitgebracht. Insbesondere nimmt er es mit der lieben Muttersprache sehr genau und besleißigt sich eines nach seiner Meinung tadellosen Hochdeutchs, ein für einen waschechten Schwaben — wie männiglich weiß — schier übermenschliches Unterfangen. Natürlich hat er bei seiner Heimkehr um seiner Bildung willen viel leiden müssen, und für Spott brauchte er auch nicht zu sorgen, aber er hat mir mitleidig und verächtlich die Achseln gezuckt über seine geistig zurückgebliebenen Dorfgenossen; wenn ihn aber einer wegen seiner feinen Sprache zu nach-drücklich hänfelte, wurde er grob und sagte: „Ein Dchs tut auch nur, was er kann und ver-steht; ich für mein Teil — ich hab' mir das Hochdeutsche so angewöhnt, daß ich's gar nimmi lau (lassen) ka!“

Der Marder also — ja so, warum er der Marder heißt? — Gerade wegen dem Hochdeut-schen. Hört mir weiter.

Was ein Marder ist, wißt ihr alle; auf schwä-bisch aber heißt dieser Hühnerdieb „Maader“ — ohne „r“: sei's aus Maulfaulheit, sei's aus Sparsamkeit; denn gerade in Kleinigkeiten zeigt sich so recht der richtige Sparsinn. Damals nun, als der Marder — der Schneider nämlich! — aus Preußisch-Deutschland heimkommt, ist es gerade Winter, und ein recht strenger dazu. Beim Wild in den Wäldern ist Schmalhaus

Küchenmeister; der treibt allerhand Raubzeug bis in die Dörfer hinein, unter anderem auch einen Marder. Der besucht einen Hühnerstall nach dem andern, und in jedem richtet er ein mörderisches Blutbad unter den unschuldigen Hennen an. Die Entrüstung der Zwieblinger — vorab der Weiber! — ist unbeschreiblich. Man stellt Fallen, lauert ihm auf, die ganze Jägdlergarde mit allen verfügbaren Hunden ist auf den Beinen, aber der Marder ist schlau und läßt sich nicht erwischen. Am eifrigsten betreibt der Schneider die Jagd, obgleich er gar keinen Hühnerstall, viel weniger noch Henne oder Hahn sein eigen nennt. „Der Marder muß her!“ ist seine ständige Redensart, aber er hat sie noch kein halbdutzendmal angewendet, da hat sie auch schon den Schneider verschluckt: ganz Zwieblingen horcht auf das ungewohnte Wort, ganz Zwieblingen lacht — und ein neuer Spitzname ist fertig; der hängt dem Schneider für lebenslang an — der Marder!

Also: „Der Marder muß her!“ sagt der Marder, und richtig: eines schönen Tages gelingt es ihm, das Lutter bei der Arbeit zu überraschen und in den Hühnerstall, in den es eingebrochen ist, einzusperrn. Ganz Zwieblingen ist auf den Beinen, die Jägdler mit ihren Kugelbüchsen eilen herbei, es ist ein Gewusel und Gewimmel, ein Durcheinanderschreien, Lachen und Schelten: kurzum, es geht zu wie im Türkenkrieg, nur noch ein wenig närrischer. Jeder weiß etwas anderes, und jeder weiß besser als der andere, wie man es machen muß, um den „Maader“ diesmal auch sicher zu bekommen. Ich glaube, der Marder im Hühnerstall hätte Reue und Leid erweckt, wenn er gewußt hätte, der ganze Aufruhr gelte ihm. Vorerst verhält er sich muckmütschenstill, auch die Hühner kreischen und gackern nicht mehr, aus dem einfachen Grund, weil sie nimmer können: denn wer den Kopf ab oder die Gurgel durchbissen hat, wird ganz von selber still.

Die Zwieblinger vor dem Hühnerstall horchen: nichts rührt sich drinnen.

„Der Maader ischt gar nimme dinne,“ sagt endlich der Häfelesgucker, der die Nase immer vorn dran hat, „gar nimme dinne ist er, der Maader, sag' i!“

„Wo sott er drno sei, wenn er nimme dinne ischt!“ ruft der Kakenmauser, „er müeßt so grad zue sellem Mschloch nans sei, sonscht ischt so alles zue; und drum ischt er dinne, sag' i.“

„Der Marder muß her!“ schreit der Marder dazwischen; die Mädle und die Weiber fangen an zu lachen.

„Still mit dem Puttere (Richern), ihr Weibslent', oder i laß de Platz räume; ihr machet so des Tierle do dinne ganz wild und verschächt (scheu),“ trumpft der Polizeifrieder auf, was aber nur bewirkt, daß das Lachen verstärkt.

„Ihr Manne, so goht die Sach' it!“ sagt der Nasepeter. „Mr müesse voran mache, sonscht wurd's Nacht, und drno ischt's rum mit em Schieße. Also, wer goht nei in den Stall und fanget de Maader oder treibt e raus?“

„Der Marder muß her!“ schreit der Marder, macht aber keine Anstalt, seinem Namensvetter auf den Leib zu rücken.

„Weg vor em Türle, i gang nei!“ sagt behäbig der Bellinger. „Aufpaßt ihr Jäger, und glei' g'schosse, wenn er kommt.“

Sacht schiebt er den Kiegel zurück: die Weiber und Mädle kreischen, aber alle drängen näher herzu und strecken die Köpfe vor, denn das Marderfangen will jeder sehen.

Da macht der Bellinger ein Spältchen an der Türe auf und blinzelt von oben her in den Stall hinein. Aber darauf scheint der Marder — der wirkliche nämlich — nur gewartet zu haben: indes der Bellinger oben schaut, drückt er sich unten sacht zum Spältchen heraus und eins — zwei — drei — jauchert er wie die Kugel aus dem Rohr durch das Gewimmel hindurch und strebt ins Freie, dem Wald zu. Die Mädle und die Weiber schreien wie am Spieß und raffen ihre Röcke zusammen, die Jägdler aber reißen die Flinte an die Backe, und nun geht ein Geknalle und Geschieße los, daß der Vergleich mit dem Türkenkrieg schon gar nimmer ausreicht. Ein wahres Wunder ist's, daß es kein Unglück gibt; aber schließlich wird doch einer getroffen, und zwar ausgerechnet wahr und wahrhaftig der „Maader“, gerade als der an einer Holzbeige vorbei in des Gaiggelhanjels Krautgarten schlüpfen will. Mitten im Springen macht er auf einmal einen Satz, überschlägt sich, kommt noch einmal auf die Beine, torfelt ein wenig und schleicht hinter die Holzbeige, wo er hinfällt, liegen bleibt, sich streckt — und . . . aus ist's mit ihm!

Das Hallo hätten ihr hören sollen! Was Füße hat, rennt wie besessen dem Krautacker zu, allen voran der Marder; er ist auch der erste, der bei dem gerichteten Hühnerdieb ankommt.

„Hab' ich's nicht gesagt, der Marder muß her!“ schreit er, und hebt den toten Uebelthäter bald am Kopf, bald am Schwanz hoch, dreht und wendet ihn nach allen Seiten, so daß jeder ihn nach Herzenslust sehen und seine Freude an ihm haben kann.

Auf einmal, wie er ihn gerade wieder am Kopf hat, macht der Marder — der Schneider nämlich! — einen Luftsprung, stößt einen wilden Schrei aus und will den Marder — den „Maader“ nämlich — von sich schleudern, kann es aber nicht. Der ist gar nicht tot gewesen, sondern nur ein wenig betäubt. Wie er nun wieder zu sich gekommen ist, hat er die Gelegenheit benutzt und sich mit seinen scharfen Zähnen in seines Namensbruders Daumenballen verbißen: da hängt er nun

und läßt nicht mehr los, der Schneider mag schütteln so viel er will — den Kopf natürlich hat er längst schon fahren lassen. Die Zwieblinger brüllen vor Lachen über die Beitzstänze des Schneiders, und keinem fällt es ein, ihn von seinem lebendigen Anhängsel zu befreien.

Der „Maader“ heißt immer tiefer, das Blut tropft immer rascher in den zertrampelten Schnee, der Marder tanzt und singt immer erbärmlicher — und ganz Zwieblingen hat seine „Kumede“ umsonst.

Da wird es dem Marder zu dumm!

wickelt es um die Hand und wehrt die mitleidigen und tröstenden Ausrufe der Mädele und Weiber wegwerfend und schon wieder im besten Hochdeutsch ab: „Hat gar nix zu sagen; die paar Krakerle, die s'lick ich noch vor Feierabend zusammen. Aber hab' ich's nit gesagt: der Marder muß her?“

Das sei doch eine Grausamkeit, . . . meint ihr, ein armes Tier auf so rohe Art vom Leben zum Tode zu bringen, und die Härte gegen sich selber sei auch nichts viel besseres.

Ja, da weiß ich nun doch nicht recht: habt nur einmal selbst so ein beißendes Anhängsel



Der Schneider macht einen Luftsprung und will den Marder von sich schütteln.

„O Heideknuck überenand no emol!“ schreit er und vergißt sein ganzes wunderschönes Hochdeutsch. „Du Hundsviech, du miserabeligs, hin muescht sei, Maader, du elendiger — hin! — hin! — hin!“

Und mit jedem „hin“ hebt er die blutige Hand mit dem festgebissenen Marder daran und schlägt diesen mit aller Wucht nieder auf die Holzbeige, so lang und so oft, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gibt und nun wirklich tot ist. Aber selbst im Tode gibt er seinen Widersacher noch nicht frei: mit aller Gewalt muß man ihm das Maul aufbrechen und die Zähne aus des Marders Daumenballen herausreißen. Der ist übel zugerichtet: die Hautstübe hängen nur so herunter. Und nun zeigt es sich, daß der Marder innerlich doch wohl dem Bellinger gleicht: gleichmütig zieht er die verletzte Hand ein paarmal über den Schnee hin, s'ischt darauf sein rotgeblümtes Taschentuch aus der Tasche,

am Daumen hängen, dann spricht ihr vielleicht ganz anders, und wenn ihr nachher euern Daumen besieht, erst recht! Freilich — ein zimpferliches, wehleidiges Frauenzimmer ist er niemals gewesen, der Marder; der ist vielmehr für einen Schneider ein echter, rechter Mordskerl, aber — beileib kein Raubauß!

Was ich dann zum Hernach sage, fragt ihr? Der Hernach? — ei, das ist so ein halber Geßpann zum Marder; der ist auch weit in der Welt herumgekommen — bis nach Wien hinunter, aber Schliß hat er nicht viel angenommen. Freilich, bei einem Schuster ist das auch nicht so wichtig wie bei einem Schneider. Ebenso wenig hat er seiner gut schwäbischen Zunge Gewalt angetan; nur eines gemahnt an seine österreichische Wanderschaft: er beginnt entweder jeden Satz mit „hernach“ oder bringt doch mindestens einmal in jedem Satz dieses Wort an und behauptet, so sei die feine Mode in

Wien: Hernach brauchte er sich nicht mehr um einen Spitznamen zu sorgen.

In Wien hat es ihm ausnehmend gut gefallen, und beinahe wäre er dort hängen geblieben, denn seines Meisters Tochter hatte es scharf auf ihn abgesehen gehabt. Er aber hat sein Zwieblinger Rätterle und ihre guten Knöpfe mit Kraut nicht vergessen können und hat sich mit keiner noch so süßen Wiener Mehlspeise einzufangen lassen. Als er mit dem Felleisen auf dem Rücken und dem Ziegenhainer in der Hand von der Meisterstochter Abschied genommen hat, jängt die an bitterlich zu weinen und schenkt ihm zum ewigen Andenken einen Klopffstein, wie ihn die Schuster brauchen — und der Klopffstein der Wiener Meisterstochter war ein ganz besonderer: nicht zu groß, nicht zu klein, nicht zu flach, nicht zu rund, kurzum halt gerade so, wie ein richtiger Schusterklopffstein sein muß. Den hat er sorgfältig in sein Felleisen gepackt. Ein wenig schwer ist er schon gewesen, der Klopffstein, und oft ist es in dem Felleisen arg eng hergegangen, und gedrückt hat er ihn auch; aber tren und inentwegt hat er den Klopffstein mitgetragen auf der ganzen langen Wanderschaft von Wien bis nach Zwieblingen am Fuß der Rauhen Alb — bedeutete er doch für den Hernach das letzte Stücklein Wien, das die Erinnerung an Vergangenes wachhielt. Denn schließlich sind — natürlich nach schwäbischen Knöpfe mit Kraut — die Wiener Mehlspeisen doch was



„Hernach, so gang halt!“ hat jedesmal der Hernach gesagt.

feines, das merkt man erst so recht, wenn man sie nimmer hat — und gar so übel war eigentlich die Wiener Meisterstochter auch nicht gewesen.

So kommt er bis in das letzte Dörflein vor Zwieblingen; schon kann er die heimatischen Schornsteine rauchen sehen, und wenn er tüchtig schnuppt, trägt ihm der Wind gar ein Rüchlein vom Sauerkraut zu, das sie dort kochen — wer weiß: am Ende gar aus seines Rätterles Kochhasen. Da verjünnen mit einem Schlag alle Mehlspeisen Wiens — das Wasser läuft ihm im

Munde zusammen und ihn kommt ein scharfer Durst an, gerade so, als habe er sein kräftig duftendes Leibgericht schon verzehrt. Und weil er gerade vor dem Weitschläger Ziehbrunnen steht, holt er mit dem mächtigen Eimer Wasser aus der Tiefe. Dann kramt er aus dem Felleisen seinen ledernen Würfelbecher heraus, den er gleichzeitig als Trinkgeschir zu benützen gewohnt ist, und dabei gerät ihm der Wiener Klopffstein zwischen die Finger. Bedächtig dreht er ihn hin und her, beschaunt ihn von allen Seiten, wiegt ihn auf der Hand, lacht — und wirft ihn hinab in die Tiefe des Brunnens, und mit ihm alles, was ihm von Wien noch anhaftet.

„So Klopffstein geit's hernach grad no g'nueg.“ sagt er, tut einen tiefen Trunk und wandert seelenvergnügt heimwärts.

Und richtig hat er dann auch bald darauf sein Rätterle geheiratet. Nun denkt ihr wohl, das müße eine Musterehe gegeben haben, wenn zwei, die sich so lang und so gut die Treue hielten, endlich zusammenkommen. Schade, daß ihr nicht recht habt! Der Hernach ist ein echter Zwieblinger geblieben, trotz Wanderschaft und Wien, und das erste und oberste Ehegesetz in Zwieblingen heißt: „'s Weib muez ma g'wöhne beim ertehten Loib Brot!“ und das andere steht diesem nicht nach: „Eme reachte Weib g'hairret Schläg!“ Nach diesen Gesetzen hat der Hernach gehandelt vom ersten Tag seiner Ehe an bis zu deren letztem, — das dauerte genau vierzig Jahre. Sein Rätterle muß ein ausbündig rechtes Weib gewesen sein, denn sie hat unglaublich viel Schläge bekommen, aber gewöhnt hat sie sich zitlebens nicht daran. Sie hat machen können, was sie nur hat wollen: dem Hernach ist es nie recht gewesen; bald sind ihm die Knöpfe zu dünn oder zu lang oder zu weich gewesen oder genau umgekehrt, vom Kraut gar nicht zu reden. Das hat nach des Hernachs Aussage überhaupt kein Mensch auf der ganzen Rauhen Alb so zu kochen verstanden wie seine Mutter: mit dem ausnehmend feinen G'schmäcke, nicht zu leis, nicht zu räz, und aufs Tüpfel genau in der Weiche. Hundertmal und öfter hat das Rätterle, wenn der Schuhmacher auf ihr herumgeklopft hat, als wäre sie der Wiener Klopffstein, die Hände zum Himmel aufgehoben und geschrien: „I halt's in Gott's Name nimme aus — i gang!“

„Hernach, so gang halt!“ hat jedesmal der Hernach gesagt und sie fest angeschaut. Das Rätterle ist aber nie gegangen, denn in der kurzen, schlagsfreien Zwischenzeit sind die zwei kinderlosen Leuten merkwürdigerweise ganz gut miteinander ausgekommen. Aber schließlich hat ihre Ehe doch ein Ende mit Schrecken genommen; ganz Zwieblingen ist darüber aus Rand und Band geraten, denn seit Menschengedenken hat es so etwas noch nie im Dorf gegeben: der Hernach will sich von seinem Rätterle scheiden lassen!

Nein, nein: ihr habt schon recht gehört: der Hernach will sich scheiden lassen, nicht das Kätterle! Das hätte die Schläge schon noch vollends ausgehalten bis an sein seliges Ende, aber dem Hernach ist das Schlagen leid geworden; nicht etwa, weil ihn das Kätterle endlich erbarmt hat, sondern einfach — weil er nicht mehr so recht hat können.

Er läuft außs Gericht und gibt keine Ruhe und will einfach aus der Ehe heraus: ohne Schläge macht sie ihm keinen Spaß mehr. Der Pfarrer läßt ihn zu sich kommen und redet ihm ins Gewissen: er soll doch das nicht tun und dem Dorf so ein schlechtes Beispiel geben; sein Kätterle sei doch ein rechtes Weib und er ein rechter Mann, und man laufe nicht einfach auseinander, nachdem man Freud und Leid, Glück und Sorge und was das Leben mit sich bringe, vierzig Jahre lang miteinander getragen habe.

Weiter läßt der Hernach den Pfarrer nicht kommen.

„Hernach grad' wege dem!“ schreit er, „vierz'g Johr — ischt des hernach it g'weg?“

Und dabei bleibt er und wird auch richtig geschieden, denn damals ist die unüberwindliche Abneigung noch ein Scheidungsgrund gewesen.

Da sei ja der Marder der reinste Gemütsmensch gegen den Hernach, meint ihr!

Ja, alles was wahr ist: da muß ich euch nun recht geben: sehr gefühlvoll und weichherzig ist er wirklich nicht, der Hernach, aber auch schon gar nicht! Genau besehen kann man wohl sagen: reichlich grobchlächtig ist er, und hahnebüchen auch, aber — beileib kein Raubhau!

Dann aber der Huldiger?

Jetzt mit dem ist es schon schwieriger, bei dem geht es gegen Fürst und Vaterland.

Damals, als der alte Fürst gestorben und Jobst Peter Michael seinem Vater nachgefolgt und zur Regierung gekommen ist, hat das ganze Ländle dem Fürsten huldigen müssen. Alle haben es auch getan, warum denn nicht: einen Fürsten muß man haben, und der Fürst muß seinen Spaß haben — also huldigt man ihm halt. So dachten alle, oder doch die meisten, nur nicht die Zwieblinger, die von jeher die schlimmsten gewesen, wie schon ein uralter Bescheid des kaiserlichen Kammergerichts in Wezlar festgestellt hat. Also die Zwieblinger haben nicht gehuldigt, wenigstens nicht gleich, und daran, daß sie es nicht getan haben, ist eben der Huldiger schuld. Zwar damals hat er noch der Zipperer geheissen, nach seinem Namenspatron, dem hl. Ciprianus. Ein rechter Hitzkolderer ist er, der Zipperer, das will ich nicht abstreiten, und gleich obenans wie ein Feuerentel. Bändigen tut ihn so leicht keiner, und wenn er sich einmal vorgenommen hat, das oder das tue er nicht — dann tut er es auch nicht, um keine Liebe der Welt. Und huldigen hat er nun einmal nicht wollen. Warum

wohl? — So recht einen Grund hat er gar nicht gehabt, außer dem einen vielleicht: Jobst Peter Michael hat von Geburt aus ein wenig ein hart Köpffe mitbekommen und demzufolge ist ihm das Lernen recht sauer eingegangen. Da hat ihn der alte Fürst, nachdem von einem ganzen Heer Erzieher keiner was rechtes in den prinzlichen Schädel hineinrichtern konnte, zu seinem eigenen alten Lehrer, dem Pfarrherrn in Berghalden, in die Lehre geschickt. Der hat denn auch sein Menschenmögliches getan und hat im Laufe der Jahre den Jobst Peter Michael glücklich soweit gebracht, daß er als Landesvater die Huldigung hat entgegennehmen können. Damals aber, als er nach Berghalden gekommen ist, hat er zu allem hin noch eine recht schwache Gesundheit gehabt, und der fürstliche Vater hat die Landluft für recht heilsam gehalten und hat nebenbei gewünscht, daß man dem Prinzen einen Bauernbuben, der einen hellen Kopf und ein dickes Fell habe, als Spielbuben anstelle. Der Pfarrherr hat den Zipperer auserlesen. Zwieblinger ist nämlich in dem ganz nahegelegenen Berghalden eingepfarrt, und der Zipperer hat mit viel Geschick und gutem Willen dem Pfarrer täglich beim Messeleser den Ministranten gemacht, hauptsächlich des übriggebliebenen Messeweins wegen. Mag sein, daß der junge Jobst Peter Michael kraft seines hohen Standes nicht allzu glimpflich mit seinem geplagten Spielbuben umgegangen ist, kurzum: der Zipperer hat, wie er sich später ausdrückte, alles was fürstlich war, „nimme schmecke könne“. Und auf einmal hat er dem Jobst Peter Michael huldigen sollen!

„Wär' it übel!“ sagte er; „mir Zwieblinger kömme's guet ohne Fürste mache — g'huldiget wurd it!“

Und so lang hat er geheßt, geschürt, gewehrt, gefoppt und gelätert, bis er das ganze Dorf durcheinander gebracht hat und die besonnensten Köpfe hitzig und rebellisch geworden sind: die Zwieblinger haben nicht gehuldigt!

Heißt das: schließlich haben sie es doch tun müssen, denn der Jobst Peter Michael ist der stärkere gewesen. Zuvor aber haben sie in den Schloßhof ziehen und dort de- und wehnütig dem gnädigen Landesvater Abbitte leisten müssen, und saftige Strafen haben sie auferlegt bekommen, vorab der Rädelsführer Zipperer.

Daraufhin ist der recht still geworden, nun aber haben die andern Zwieblinger gelärmt. Ueber den Zipperer hergefallen sind sie und haben geschrien, er allein sei an allem Glend schuld.

„Huldiger!“ haben sie geschrien, „Huldiger, elender! 's Hirndach jott me dr 'neischlage, du Simpel, daß dei Dummheit 'nans ka!“

Windelweich haben sie ihn geschlagen, und der Zipperer ist schließlich noch froh gewesen, daß er mit ein paar blauen Flecken und einem Lebernamen davongekommen ist.

Das sei gar nicht zum Lachen, tadelt ihr mich!
Wie man will: der Huldiger hat die Schläge
redlich verdient, und wenn einem recht geschieht,
darf man doch lachen!

Und wie es damals anno achtundvierzig ge-
wesen ist, wollt ihr wissen?

Ganz einfach so: da haben die Zwieblinger



Der Huldiger faßt ihn vorn am Westenauschnitt und schüttelt ihn derb.

natürlich auch mitgemacht und nach Herzenslust
revoluzt, wie sie das nannten. Das war so recht
ein Ding nach ihrem Sinn, und wieder hat der
Huldiger den Heher und Anführer gemacht: hat
er doch mit dem Fürsten Jobst Peter Michael
noch ein Hühnlein zu rupfen gehabt.

„Sodele, jetzt werde d' Loib hoimgebe!“ sagt
er, als er an der Spitze seiner getreuen Zwieblinger
nach dem nahen Residenzstädtlein vor das
Schloß zieht. Dort schreit er so laut er kann
nach dem Fürsten und verlangt, daß er heraus-
kamme und Rede und Antwort stehe. Jobst
Peter Michael nimmt mit seinem immer noch
harten Kopf die Sache gar nicht ernst, sondern
sieht sie für einen halben Fastnachtsspaß an.
Kaum ist er aber auf die Freitreppe heraus-
getreten, da springt ihm auch schon sein ehe-
maliger Spielbube, der Huldiger, entgegen, faßt
ihn vorn am Westenauschnitt, schüttelt ihn derb
hin und her und schreit dazu: „Freiheit! Gleich-
heit! Brüderlichkeit!“ — „Gelt, Michese, jetzt
lauff's Wägele anderscht!“ —

Und wie die Sache ausgegangen ist, wundert
euch!

Genau wie das Hornberger Schießen: die

Revolution im Ländle ist schnell genug im Sande
verlaufen, weil es am Pulver — das heißt: am
rechten Geist und an der richtigen Führung ge-
fehlt hat. Die Rädelshörer und Hauptchreier,
soweit sie sich nicht über die Schweizer Grenze
in Sicherheit gebracht haben, sind eingesperrt
worden — darunter auch der Huldiger — auf
Lebenslang oder noch länger, was weiß ich!
Aber bald schon hat ein hochfürstlicher Erlaß
die Nebeltäter begnadigt, und alles im Ländle
ist wieder gewesen wie zuvor.

Das sei schade, meint ihr: der Huldiger hätte
für sein unverschämtes, grobfädiges Benehmen
gegen seinen angestammten Fürsten schon einen
schärferen Denzettel verdient.

Mag sein; ich will den Huldiger gewiß nicht
in Schutz nehmen; schön ist es gewiß nicht von
ihm gewesen und eine bodenlose Frechheit dazu.
Aber wer weiß, was ihr getan hättet, wenn ihr
jahrelang des Jobst Peter Michaels Spielbuben
hättet machen müssen! Und ich will auch gar nicht
leugnen: ein hitziger Obenans ist der Huldiger
und ein grober Klotz ohnegleichen, aber — bei-
leib kein Raubbau! —

Und was dann der Schwanenwirt sei, soll ich
sagen!

Das ist schnell geschehen: das ist einer, der
sagt, was er denkt, und der es gerade so sagt,
wie er es denkt, ohne sich lange mit überflüssi-
gen und schönruerischen Redensarten aufzuhalten;
bei dem ist alles bodenständig und naturwüchsig.

Wie dann das gewesen sei mit dem Schwanen-
wirt und dem Einjährigen? Jetzt habe ich euch:
gerade das Geschichtchen beweist, was ich vorhin
sagte: unwüchsig ist der Schwanenwirt!

Damals sind Manöver im Ländle gewesen,
ganz Zwieblingen hat von Soldaten gewimmelt,
in jedem Hans sind ein paar gelegen, und im
„Schwanen“, dem besten und — einzigen Wirts-
haus im Dorf, natürlich auch die Feinen und
ganz Feinen: Unteroffiziere, Feldwebel und eben
der Einjährige. Selbstverständlich hat das ganze
Dorf seine Freude an dem „Soldätleispiel“ ge-
habt, und jeder hat seiner Einquartierung alle
erdenkliche Ehre erwiesen, nicht zuletzt der
Schwanenwirt der seinen. Was mir gut gewesen
ist, hat die Schwanenwirtin kochen müssen, und
am Fett ist gar nicht gespart worden, das ist
auf den Suppen und Nühreiern nur so herum-
geschwommen. Und ein Bierfäßle um das andere
hat er aus der Brauerei zu St. Ulrich im Städtle
holen lassen, und es hat ihm gar nicht eingehen
wollen, daß es den Herren nicht so gut geschmeckt
hat wie ihm; es ist doch so ein heißer Sommer
gewesen und länger als zwei, drei Tage ist auch
das größte Fäßle nicht gelaufen. Der Einjäh-
rige hat die beste Stube bekommen und ein Bett
darin mit Kissen, Pflüßen und Zudecken, hoch
wie ein Berg, alles noch selbstgesponnen über-
zogen und alles noch von des Schwanenwirts

Alme her. Und das muß man sagen: aus einer guten Familie muß der Einjährige gewesen sein, der hat gewußt, was sich schickt, und was für ein Wert in so alten Erbstücken steckt. Fein geschont hat er sie, nur einen Fußlen hat er benützt und eine einzige Judecke; alles andere hat er glatt und säuberlich im Ofenwinkel aufgegeben, bis halb an die Decke hinauf.

Aber ihr wollt ja vom Schwanenwirt hören!

Also am ersten Morgen verlangt der Einjährige noch vor dem Kaffee ein Waschwasser; das begreift der Schwanenwirt, denn es ist ein Sonntag, und er selbst trägt ihm seine eigene blecherne Waschkübel auf die Stube. Aber am andern Morgen will der Einjährige wieder ein Waschwasser. Der Schwanenwirt brutzelt ein wenig in sich hinein und schickt den Frieder, seinen Jüngsten, mit dem Verlangten hinauf. Am dritten Tage ist's dieselbe Geschichte, und der Schwanenwirt kommt eine halbe Stunde aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus. Am vierten Morgen aber wartet er gar nicht weiter ab; sobald es tagt, geht er vor 's Haus und wirft ein Steinchen um das andere an das Fenster von des Einjährigen Stube. Für den ist heute Karitag, und da hat er einmal gründlich ausschlafen wollen. Wie aber das Steinewerfen gar nicht aufhört, denkt er, der Tagesbefehl ist ungeändert; scheltend springt er aus dem Bett, reißt das Fenster auf und brüllt hinter: „Was in drei Teufels Namen ist denn los, mitten in der Nacht?“

„Nu it so hiziq!“ gibt der Schwanenwirt gemüthlich zurück; „i han nu froge wölle, Einjähriger, went Ihr heut au wieder a Waschwasser?“

Nun lacht ihr und sagt etwas von sauberer Wirtschaft.

Ei, das nimmt man auf dem Lande nicht so genau, und am Sonntag, wenn man gehörig Zeit hat, ist man gerade so säuberlich wie anderswo unter der Woche, wo es beim Bauern ein wenig hurtig gehen muß, wenn die Arbeit drängt.

Und weil ihr gerade beim Lachen seid, wißt ihr, was der Schwanenwirt zum Lehrer Valger gesagt hat, als der einmal bei ihm für zwei Kreuzer Schweizerkäse bestellt hat? Zwei Kreuzer — das ist in jener geeigneten guten alten Zeit zwar auch noch kein groß Stück gewesen, für den Lehrer aber bedeutete es den dritten Teil seines für diesen Tag verfügbaren Vermögens.

Mit dem Lehrer Valger ist das nämlich so gewesen: in der Schule war er Herr und Meister, und was für einer! Da hat sich der ärgste Galgenstrick nicht zu musfen getraut, wenn er mit den Augen gerollt, mit dem Lagenstock über das Pult geschlagen und mit fürchterlicher Stimme in die Schulstube hineingebrüllt hat: „Krumme im Land oder 's Jpuet!“

Doch daheim! O du lieb's Herrgöttle von Viberach, ist da der Löwe jahm gewesen! — Da

hat seine Sibill (Sibylle) den Stock geschwungen und das Wort geführt, und der Lehrer Valger hat nicht gemücket.

Jeden Sonntag aber wird die Sibill gnädig und gibt dem Lehrer sechs Kreuzer, damit er ins Wirtshaus kann, denn Lumpen läßt sie sich nicht, die Sibill. Sechs Kreuzer, das reicht gerade zu zwei Schoppen Bier, dabei kann der Lehrer Valger den ganzen geschlagenen Nachmittag verweilen. Einmal aber kommt ihn ein schwelgerisches Gelüsten an: zunächst läßt er sich von der Kellnerin einen Schoppen Bier und für einen Kreuzer Brot bringen, dann bestellt er sich, wie schon gesagt, für die ihm bleibenden zwei Kreuzer Schweizerkäse. Der Schwanenwirt mißt den Lehrer mit einem langen Blick, geht in die Küche und kommt alsbald mit einem ordentlichen Stück Schweizerkäse zurück. Das hält er dem Lehrer dicht unter die Nase, und der schaut schief über die Brille weg und sagt: „Der ist recht, Schwanenwirt, von dem schneidet mir nur für zwei Kreuzer ab.“

„Ja, Herr Lehrer,“ sagt der Schwanenwirt und lacht auf den Stockzähnen, „für zwe Kreuzer derf me nu dran schmecken (riechen)!“

Boshast sei das und hinterlistig? —

Was euch nicht einfällt! Hinterlistig ist er gar nicht, der Schwanenwirt, und boshast erst recht nicht, nur gradaus und ehrlich. Oder was ist das anders, was er zu dem neuen Regierungsrat gesagt hat, damals, als wir Müßpreußen haben werden dürfen und preussische Verwaltungsbeamte bekommen haben?

Sagt der Regierungsrat, als er bei einer Landfahrt im Zwieblinger „Schwanen“ einkehren muß, weil der Kutscherpeter behauptet, die Pferde müssen gefüttert werden, weil er so Durst nach einem Schöpple hat. „Bitte, Herr Fastjeber, bringen Sie mir ein Viertelschen Bier,“ sagt er.

„Wartescht, bis de en Schoppe zwingst!“ antwortet der Schwanenwirt, und das recht laut. Aber der Preuze hat kein Schwäbisch verstanden, und ich kann euch nicht einmal sagen, wie die Sache ausgegangen ist.

Jedoch von einer andern weiß ich den Ausgang genau, und diese Geschichte ist zugleich ein Beweis für des Schwanenwirts unbestechliche Rechtlichkeit: er macht es einem wie dem andern, Freund wie Feind — Preußen wie Schwaben.

Kommt da so etwa alle vier Wochen einmal der Amtsrichter Kimmle nach Zwieblingen, um Gerichtstag zu halten; gewöhnlich bleibt er dann im Schwanen über Nacht und fährt am andern Tag weiter ins Gäu. Der Amtsrichter Kimmle ist ein rechter Schwab, hat einen richtigen schwäbischen Blöckleskopf und kann, wie man so sagt, sackgrob werden. Das alles ist beim Schwanenwirt genau so, und darum verstehen sich die beiden auch so gut. Einmal sind sie aber doch recht scharf hintereinander gekommen, war-

um, weiß ich nicht mehr, ich glaube, es hat sich um Steuern und Abgaben gehandelt, und dabei kann ein Lamm fuchsteufelswild werden. Jedenfalls sind sie ganz und gar verschiedener Meinung gewesen, und auf einmal wird es dem Schwanenwirt zu dumm. Er bekommt einen firschröten Kopf, wirft die Ulmerpfeife auf den Tisch, daß dem Amtsrichter die Nase um die Nase fliegt, geht nach der Türe und reizt sie weit auf.

„Nix für unguet, Herr Amtsrichter!“ sagt er und steht da wie der Engel mit dem flammenden Schwert vor der Paradiespforte. „Nix für unguet — aber do hot der Zimmermann 's Loch naußg'machet.“

Der Amtsrichter guckt wie Lots Weib. „Schwanenwirt!“ schreit er, und vor Zorn schnappt ihm die Stimme über; „Schwanenwirt, wie soll ich das verstehen?“

„Grad so, wie i's sag, Herr Amtsrichter,“ antwortet der Schwanenwirt, und weist mit dem Finger nach der offenen Türe.

„Das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen!“ braunt der Amtsrichter auf. „Ich habe mir nichts zu schulden kommen lassen, was Euch berechtigt, mich aus der Wirtschaft auszuweisen.“

„No wurd d' Wirtschaft einfach g'schlosse!“ sagt der Schwanenwirt kaltblütig; „des s'icht mei' Haus, — und wer mir it paßt, der mueß naus. Glückliche Reiß', Herr Amtsrichter!“

Das sei sackgrob, meint ihr, und die Geschichte sei für den Schwanenwirt gewiß schlimm ausgegangen — und das von Rechts wegen!

Das erste mag stimmen; aber beim zweiten habt ihr falsch geraten. Der Amtsrichter ist damals der Gescheitere gewesen und hat nachgegeben, das heißt: er hat einspannen lassen und ist noch am selben Abend weitergefahren. Aber vier Wochen später, als wieder Gerichtstag ist, und es nach getaner Arbeit heißt: sollen wir weiterfahren, oder wollen wir dableiben? Da hat er gute Miene zum bösen Spiel gemacht und ist in den Schwanen gegangen. Um gut Wetter zu schaffen, hat er höflich an die Wirtstürentüre geklopft und hat den Schwanenwirt, der selber aufmachte, halb scherzhaft, halb verlegen gefragt: „Wie ist's, Schwanenwirt, kann ich wieder bei Euch übernachten?“

Und da hat der Schwanenwirt bewiesen, daß er durchaus nicht nachträgerisch ist; freundlich hat er sein Fleischkäpple gelupft und gesagt: „So worum denn it, Herr Amtsrichter? 's s'icht nur a graube Ehr!“

Sackgrob sei er eineweg, der Schwanenwirt, meint ihr, und ein rechter Flegel dazu!

Ei, warum nicht gar! Der Schwanenwirt ist einfach kein Wortverdrehler und Schönschwäzer, sondern ein Mann und ein Wirt, wie er sein soll, der den Leuten, vorab seinen Gästen, handfest und biderb die Meinung sagt. Freilich, ein wenig glimpflicher hätte er sie manchmal

schon anbringen können, das ist wahr, und damit ihr zufrieden seid, will ich auch zugeben: mit allzugroßer Höflichkeit ist der Schwanenwirt nicht behaftet, und ein wenig grobfrädig ist er schon, aber — beileib kein Raubbank!

Was ich dann aber von den Zwieblinger Weibern halte, wollt ihr wissen?

Ja, das ist nun eine heikle Sache — mit den Weibern verderbe ich es im allgemeinen nicht gern, mit den Zwieblinger schon gar nicht. Zugegeben: zarte weibliche Handarbeit ist es nicht gewesen, was sie in jenem Huldigungssommer ausübten. Aber warum die tatkräftigen, schlagfertigen Weiber deswegen verdammen? Im Altertum hat man den Walküren und Amazonen hohe Loblieder gesungen und ihre Heldentaten bis in den Himmel hinauf gehoben. Und viel anderes als sie haben die Zwieblinger Weiber auch nicht getan: sie haben ihre Heimat verteidigt gegen die soldatische Gewalt — und das ist so gewesen:

Damals, als sie nicht haben huldigen wollen, hat man den Zwieblingern allerhand Frondienst als Buße auferlegt. Wenn Jobst Peter Michael gegen die Hasen zu Feld zog, haben sie die Treiber machen müssen; in seinem Fürstengarten hat kein welches Blättlein auf den Wegen liegen dürfen, dafür sind die Zwieblinger hafter gewesen, und in die Hofküche haben sie so und so viele Lerchen abliefern müssen. Das Schlimmste aber ist gewesen: man hat ihnen sage und schreibe achtundzwanzig Mann Soldaten — beinahe den vierten Teil des gesamten fürstlichen Heeres — ins Dorf gelegt, und die haben so lange bleiben müssen, bis die Zwieblinger zahm geworden sind und gehuldigt haben.

Eines hat ihnen so wenig gepaßt wie das andere; besonders den Weibern ist die Einquartierung vom Grund der Seele aus verhaßt gewesen. Denn warum? In weiser, landesväterlicher Fürsorge hat nämlich der Fürst die ältesten Kracher seines Heeres nach Zwieblingen geschickt und mit ihnen einen Unteroffizier, mit dem nicht zu spaßen gewesen ist: wehe dem armen Mustoten, der sich hätte einfallen lassen, nach den Zwieblinger Mädele und Weibern auch nur zu schielen — drei Tage Loch bei Wasser und Brot wäre das mindeste gewesen, was ihm blühte.

Also da ist nichts zu machen gewesen, und darum hat man sich auch gehaßt nach Noten und sich zuleid gelebt, wo man nur konnte.

Geht da am Samstag nachmittag des Küfers Amei an den Bach und will einen Kübel voll Wasser schöpfen; wie sie aber an die Schöpfstelle kommt, hocken da drei Soldaten, die ältesten und wüfsten der ganzen Schar, und waschen ihre Kittel. Da wird die Amei fuchsteufelswild; aus dem nächstbesten Holzstoß reizt sie einen armsdicken Prügel heraus und stoßt damit mir

nichts, dir nichts zwei von den Hockern in den Bach. Das geht so schnell, daß die im Wasser und der übriggebliebene gar nicht begreifen, was vorgeht. Der Bach ist ja nicht tief, aber halt ein rechter Dorfbach, der alles mit fortschwemmen muß, was man nicht mehr nötig hat. So ist das Wasser, das die zwei haben schlucken müssen, nicht gerade das beste gewesen — sonst hat ihnen das Bad nichts geschadet. Die Amei steht und stellt die Arme in die Seite und lacht einen „Schollen“ um den andern, und das ist dumm von ihr gewesen. Denn inzwischen kommt die übrige Mannschaft auch zur Schöpfstelle, voraus der Unteroffizier; der sieht mit einem Blick, was geschehen ist, und nun geht der Kuckuck los! Die Amei soll festgenommen und auf die Wache gebracht werden. Wer aber glaubt, das sei auszuführen gewesen, der kennt die Amei schlecht. Die wehrt sich, stoßt, beißt, kratzt, wie's gerade trifft, und schreit wie am Spieß.

Aus allen Häusern fahren Köpfe heraus, und es dauert keine paar Minuten, so ist das ganze Dorf rebellisch. Männer hat's an jenem Tag wenig in Zwieblingen gegeben, die meisten waren

ihre Waffen in der Wachtstube gelassen. Was konnten sie — eine Handvoll gegen so viele! — gegen die wütenden Weiber ausrichten? — Nichts, rein gar nichts! Das hat selbst der Unteroffizier einsehen müssen. Und so haben die Zwieblinger Weiber mit ihren Prügeln des Fürsten Jobst Peter Michaels Soldaten zum Dorf und über die Gemarkung hinaus bis dicht vor die fürstliche Residenzstadt getrieben und sind darauf frohlockend und siegesstolz wieder heimgezogen.

Dieser Streich werde den Weibern aber übel aufgestoßen sein, sagt ihr?

Nicht einmal! Jobst Peter Michael hat bei diesem Anlaß bewiesen, daß er wirklich fürstlich denken konnte, wenn er wollte.

„Mit Weibern führe ich keinen Krieg!“ hat er gesagt, als man ihm den Vorfall meldete, und wirklich ist den Weibern von Zwieblingen auch nichts geschehen; allerdings, ihre Männer haben es daraufhin im Arrest nicht gerade leichter bekommen.

Aber eine Schande und ein Spott sei es doch, wenn Weiber sich derart wild und ungezügelt aufführen, meint ihr!



Die Zwieblinger Weiber rennen mit Prügeln nach dem Bach hinter den Soldaten her.

als Aufreißer eingesperrt, also sind es hauptsächlich die Weiber, die Zwieblingen retten müssen.

Und das tun sie gründlich. Die Schreiner Agath springt nach dem Kirchturm und läutet die Sturmglöcke, und nun rennen sie von allen Seiten nach dem Bach, von woher das Geschrei der Amei kommt. Und da sie alle an der Holzbeige vorbei müssen, reißt jedes einen Prügel heraus, — und nun geht es gegen die Soldaten. Die sind völlig auf den Frieden eingerichtet und haben

Jetzt bin ich in einer ganz schwierigen Lage. Sage ich: nein, ihr habt nicht recht, — das ist eine tapfere Tat gewesen! so gerate ich in Gefahr, von euch am Ende selbst für eine Zwieblingerin gehalten zu werden, und davor bewahre mich Gott in Gnaden!

Sage ich aber: Ja, ihr habt recht, so Sachen gehen über die Hutchnur! — Dann bekomme ich es mit den Zwieblinger Weibern zu tun, und dann sei mir Gott erst recht gnädig!

Den goldenen Mittelweg einschlagen. — das wird das beste sein: Ihr wollt euch nicht bekehren lassen, und wenn ich mir auch die Zunge lahm rede und die Finger krumm schreibe — und da habt ihr auch von eurem Standpunkt aus ganz recht. Aber ich, selbst wenn ich anders dächte als ich sage, — wie sollte ich es wagen, das auszusprechen? Wehe mir, wenn ich je wieder einmal einem Zwieblinger in den Weg liefe . . . gut würde es mir nicht gehen!

Darum bleibe ich dabei: alles, was ihr wollt, sind die Zwieblinger, und noch viel mehr, aber — — beleiße keine Raubhaute!

Des Hinkenden Boten Standrede über Volksbildung.



Es war ein heller Frühsonnertag. Die Sonne lag wie eine goldene Königsmantelschlepe über den Wiesen, in deren saftigem Grün die Tauperlen glänzten, und über den Waldhängen lag der zarte Duft des Morgens.

Der Hinkende saß vor dem „Löwen“, wo er ein paar Tage zur Naht eingekehrt war, und trank seinen Kaffee, der freilich nicht aus Javabohnen gebrant war, dafür aber im heimischen Gerstenkorn um so gesunder schmeckte, und rauchte vergnüglich sein Morgenpfeifchen. Der „Pfälzer“ war genau so trefflich, wie einst der Sumatra oder Barinasakanaster.

Vor ihm sprangen die Schulkinder vorüber. Den Ranzen auf dem Buckel und die Schultaschen in der Hand. Ein Büblein stopfte geschwind ein paar rote Frühkirschchen in seinen Mund, der selbst wie eine Kirschchen aus dem runden Gesichtlein leuchtete. Und sie lupften die Käpplein, die Buben, und riefen dem Hinkenden ihr frohes „Grüß Gott, Hinkender!“ zu, und ein Naseweiser sagte: „Schreibt uns wieder ein schönes Gesichtlein für den neuen Kalender!

Und laßt ein hübsches Bild dazu malen, damit wir für den Winter etwas zum Angucken haben!“ Der Hinkende nickte: „Wird besorgt, Kinder!“ und über die weiße Dorfstraße Klang nach ein paar Augenblicken aus dem geöffneten Schulhausfenster aus hellen Kinderfehlen: „Wem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt!“

Ein Nachzügler schleppte sich mit einem großen Stein. „Mach schnell,“ rief der Hinkende. „Der Lehrer wird kein gutes Gesicht machen, wenn du so spät kommst!“

Aber das Büblein lachte. „Drum hab ich noch geschwind am Steinbruch, wo ich vorbei muß, vom Steinhauer ein Ammonshorn gekriegt für den Lehrer. Und dann wird er nicht böse, wenn ich ihm das bringe!“ Und er zeigte die wundervolle Versteinerung, die wie das Horn eines Widders gezeichnet war. Dann verschwand er in der Tür des Schulhauses über der hohen Steintreppe.

Am Abend kamen die Leute, die der Hinkende seit Jahren um sich am Stammtisch versammelte, und der Löwenwirt hatte ein Krüglein mit Bier aufgestellt.

„Hinkender, das bringe ich Euch zu Ehren. Ich bin sonst nicht so splendid. Der Bier muß im Fäßlein bleiben. Es gibt einen Staatswein, von dem noch die Kinder trinken sollen, wenn sie große Männer sind!“

„Sollt recht haben, Löwenwirt! Große Männer — es wächst ein gesundes Geschlecht bei euch auf im Bergland. Das soll einmal Knochen haben von Eisen und Arme von Stahl. Und, was das Beste ist, das Herz auf dem rechten Fleck. Deutschland braucht ganze Männer in den Zeiten, die über uns gekommen sind. Dann ist mir's nicht bang um die Zukunft!“

Der Bachgrunder machte ein schiefes Gesicht. Als der Hinkende lachte: „Seid Ihr nicht zufrieden mit dem jungen Volk?“ sagte der Bachgrunder: „Sie sitzen zu viel in der Schule! Man meint bald, der Staat wolle lauter Gelehrte herziehen, statt eines tüchtigen Bauerngeschlechtes. Den ganzen Tag lernen. Nichts als lernen. Draußen steht das Gras zum Abmähen. Aber Heuserien machen sie immer noch nicht. Bauernkinder gehören aufs Feld, nicht auf die Schulbank. Wär' Zeit genug, wenn sie im Winter im Schulhaus hocken. Da können sie genug lernen.“

Der Hinkende zog ein paar mal kräftig an seiner Pfeife. Dann hub er an: „Früher haben sie auf dem Dorf gesagt: Wozu Lesen und Schreiben? Das braucht ein Bauer nicht. Der soll misten und führen, pflügen und mähen, Strohheile binden und Garben gabeln. Die Bücher soll er den Schreibern und Pfaffen lassen! Jetzt wissen's alle, daß man ohne Lesen und

Schreiben nicht auskommt! Wird auch einmal so gehen mit dem Lernen, daß man's einfieht, auch die Bauernkinder dürfen nicht hinter dem Mond daheim sein!"

Der Bachgrunder gab sich nicht zufrieden. Er war in einer verdrossenen Stimmung, denn er hatte viele Matten, die der Senje harften, und er hätte seine Buben gern beim Geschäft gehabt. Drum maunte er halb grimmig, halb spöttisch: „Ach was, das bißchen Lesen und Schreiben! Das macht die Suppe auch nicht fett. Mit dem Lesen und Schreiben macht man nur Sozialdemokraten, die mit nichts zufrieden sind und in alles ihr Maul hängen. Früher waren die Leute auch nicht auf den Kopf gefallen! Auch wenn sie nicht so flink waren mit der Feder und dem Buch!"

Der Hinkende aber fragte ganz gemächlich: „Bachgrunder, ein deutscher Dichter hat einmal ein Theaterstück geschrieben, da müssen die Bauern in einem bayrischen Bergdorf eine Schrift an die Regierung unterschreiben. Aber keiner kann seinen Namen schreiben, drum macht jeder ein Kreuzlein unter die Schrift, daß die ganze Schrift nur von lauter Kreuzlein unterzeichnet ist. Und die Jungen, die davon Wind bekommen haben, singen im Wirtshaus ein Spottlied über die „Kreuzelschreiber“, und im ganzen Land lacht man über das „Kreuzelschreiben“. Ist doch gut, daß Ihr heutzutage nicht mehr so im Schandliedlein herumgetragen werden könnt. Oder wollt Ihr es machen wie der Mann, von dem einst unser Hebel in seinem Schatzkästlein erzählt hat? Dem hat der Arzt ein Rezept an die Stubentür geschrieben, weil kein Papier im Haus war, und da hat er die Stubentür in die Apotheke fahren müssen, um sein Tränklein zu bekommen!"

Die Männer lachten hell auf. Und der Bachgrunder brummte: „Ha freilich! So brauch't's grad nimmer zu werden. Gegen das Lesen und Schreiben und Rechnen sagt man ja nichts. Aber damit könnt's auch langem. Was brauchen aber die Buben und die Mägdlein von der Geometrie und der Physik und der Astronomie zu wissen? Unser einer kennt nicht einmal die Namen von all dem Zeug, das sie jetzt in ihre Köpfe hineinpressen müssen. Wir sind doch auch groß geworden ohne all den Kram!"

„Kommt nur drauf an, wie?“ fiel jetzt der Schneidernaz dem Bachgrunder ins Wort. „Weiß noch heut, wie in früheren Jahren die Holzhändler gekommen sind und die Stämme geschägt

haben, die wir im Wald gehauen haben. Und haben uns gegeben, was ihnen gut gedünkt hat. Sind steinreiche Leute geworden, und wir haben das Nachsehen gehabt. Hat nicht dein Vater, Bachgrunder, einen „Hölzlekönig“ gehabt, eine Fichte, die ihresgleichen gesucht hat? Und der Holzhändler, der sie gekauft hat, hat einen Profit dran gemacht, daß er hätte sein Geschäft aufgeben können, wenn er nicht gewußt hätte,



Keiner kann seinen Namen schreiben, drum macht jeder ein Kreuzlein unter die Schrift.

daß er noch mehr Bauern über den Vöffel balbieren kann! Drum ist's gut, daß jetzt keiner einen Stamm verkauft, ohne auszurechnen, wieviel Festmeter er hat und das Festmeter kostet seinen Preis, und das Uebervorteilen hört auf. Hast du nicht dein Stammholz für eine Million verkauft im Frühjahr? Und schiltst noch über die Geometrie? Was willst du machen ohne die Geometrie?"

„Drum soll der Bachgrunder jetzt einen Extra-Doppelliter zahlen,“ rief der Löwenwirt, „weil er im Fett sitzt bis über die Ohren!“

Und der Bachgrunder schmunzelte: „Der Bachgrunder hat sich noch nie lumpen lassen. Soll ein Wort sein! Her mit dem Doppelliter!“

Der Hinkende klopfte sein Pfeifchen aus: „Leute, was hat man in früheren Jahren gelacht über die lateinischen Bauern, die mit den Büchern ihre Aecker bauen statt mit dem Pflug und dem Karst. Aber jetzt wißt ihr, daß ein rechter Bauernsohn in die landwirtschaftliche Winterschule geht und dort etwas lernt vom künstlichen Dünger, ohne den ihr gar nicht mehr schaffen könnt, und vom Kali und vom Stickstoff. Heutzutage braucht kein Benjamin Franklin

mehr zu kommen und auf einen Acker seinen Gips zu streuen mit den Buchstaben „hier ist gegipft“, damit alle Vorbeigehenden sehen können, wo der Gips ist, da wächst das Gras doppelt hoch und mast. Heutzutage weiß das kleinste Bublein vom Thomasmehl und dem Chilisalpeter und dem Superphosphat. Und drum muß auch ein Bauernbub etwas wissen von der Wissenschaft, die das alles ausgeheckt hat, von der Chemie. Sonst richtet er nur Unheil an mit demselben Stoff, der seinem Acker Kraft und Saft zuführt. Aber notabene, wenn er's recht macht! Und zum Rechtmachen gehört Kenntnis her. Nicht bloß Praxis. Warum wollt ihr darob murren, daß die Köpfe eurer Buben und Mägdelein sich beizeiten dran gewöhnen müssen, etwas weiter auszuschaun, als nach der nächsten Kirchturmspitze?“

Da nickte der Großbauer vom Kaltengrund Beifall.

„Es hat noch nie jemand schwer getragen an dem, was er gelernt hat, so hat mir mein Vater gesagt. Der Mann ist den ganzen Winter hinter den Büchern gesessen und hat sich damit geschunden, daß ihm der Kopf geraucht hat. Und hat mir oft gesagt: Wie schwer ist das alles zu begreifen, wenn man nicht in der Schulzeit dazu angehalten worden ist! Sei froh, Bublein, daß du es einmal leichter hast wie dein Vater! Ich weiß noch gut, wie wir auf dem Hof angefangen haben, mit den Maschinen zu arbeiten, weil man nicht mehr so viele Knechte hat halten können, wie früher, und darum nicht mehr alles mit der Hand hat schaffen können. Da sind wir vor unserer Dreschmaschine gestanden wie die Kuh vor dem neuen Scheuertor, und wir haben dem Mechaniker aus der Stadt alles in die Hände geben müssen. Wir sind ihm ausgeliefert gewesen auf Gnad und Ungnad. Wer mit Maschinen schaffen will, muß etwas von den Maschinen verstehen, hat damals mein Vater gesagt. Und wir haben doch gar nichts gewußt von Manometer und Dampfdruck und Ventil und Kessel. Da hat das Ungetüm Feuer geschnaubt und Dampf aus der Nase geblasen wie ein unheimlicher Niese, von dem die Alten gesagt haben, und wir sind davorgestanden und haben vor Angst und Sorge ein Kreuz ums andere geschlagen. Drum hab' ich einsehen gelernt, daß auch auf dem Bauerndorf Kenntnisse her müssen. Sonst können wir nicht vorankommen!“

„Scheltet Ihr noch immer auf die Physik, Bachgrunder?“ fragte der Hinkende. „Und doch sind wir der Frage noch nicht auf den Grund gekommen. Das Wichtigste ist nicht, was eure Kinder lernen. Denn sie vergessen sehr schnell, was sie gelernt haben, und alles können sie nicht in den Köpfen behalten. So wenig wie wir. Aber darauf kommt's an, daß sie etwas lernen. Vor allem, daß sie — denken lernen!“

Ein großer Weltweiser hat gesagt schon im Altertum: „Der Mensch beginnt damit, daß er fragen lernt. Das macht uns zu Menschen.“ Daß wir nicht in der Welt herumlaufen und alles nehmen, wie es ist, sondern daß wir einmal anfangen zu fragen: Warum ist das so? Und: wohin führt das alles? Und: wozu dient das alles? Habt ihr noch nie von dem Erfinder der Dampfmaschine gehört, dem Engländer James Watt? Der ist als Bublein einmal bei seiner Großmutter gesessen, wie die den Tee gekocht hat. Da hat er gesehen, wie der Dampf im Kessel den Deckel der Teemaschine gelupft hat. Und das hat ihn nicht mehr losgelassen: „Hat der Dampf eine solche Gewalt? Könnte man ihn nicht zum Diener der Menschen machen?“ Und ein langes Leben lang hat er darüber nachgedacht, bis er die Dampfmaschine erfunden hat, ohne die wir unser ganzes Leben nicht mehr denken können. So ist es bei allen großen Erfindungen zugegangen: fragen haben die Leute müssen und dann haben sie ihren Hirnkasten anstrengen müssen, um die Antwort auf die Frage zu finden. Und seht, das sollen eure Kinder lernen in der Schule: das Nachdenken über all die vielen Geheimnisse in der Natur, die sie von klein auf umgeben. Darum sollen sie etwas lernen von dem Körperbau der Tiere und des Menschen, von den Wundern in einem Menschenauge und einem Menschenohr, von den Atemwerkzeugen der Pflanze und von dem Wachsen eines Baums! Damit sie aufwachen und fragen lernen: „Warum das alles? Was hat das für einen Sinn und was für eine Bedeutung?“ Dann reden sie nicht mehr von der Welt wie der Blinde von den Farben, sondern gehen mit offenen Augen durch die Welt. Die Welt ist stumm — für die Dummen. Aber wer ein rechtes Herz und ein klares Auge hat, der hört, was die scheinbar stumme Welt zu erzählen hat. Und die Welt wird ihm doppelt schön und reich und groß, wenn er etwas erlauscht hat von ihren tiefen Wundern. Unser größter deutscher Dichter hat ein Werk geschrieben, das heißt „Faust“, und da schildert er einen solchen Menschen, der danach verlangt, zu erfahren, „was die Welt im Innersten zusammenhält, schau alle Wirkenskraft und Samen und tu nicht mehr in Worten kramen!“ Das muß doch erst recht einem Bauersmann ins Herz treffen, der Tag um Tag mit der lebendigen Natur zu tun hat und mit ihr umgehen muß wie ein Bruder mit seinem Bruder! Und wo ein Lehrer ist, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, der arbeitet daran, daß eure Kinder sehen lernen, fragen lernen, denken lernen — und dann eine rechte Freude bekommen an dem Leben, in dem sie stehen!“

Der Löwenwirt schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Das Wort freut mich, Hinkender!

Das ist schön gered't. Freude muß herein in unser Dorfleben. Das ist wahr. Sind so viele unter uns, die sagen: auf dem Dorf ist nichts los. In der Stadt allein ist gut leben, wo man etwas sieht und mitmacht, und wo jeder Tag etwas Neues bringt. Drum muß auf unser Dorf heraus auch einmal die Freude kommen, damit wir's lieber haben!"

Der Hinkende sah ernst in dem Kreise der Männer herum: „Wenn ihr wüßtet, wie es mit der Freude in der Stadt bestellt ist. Macht den Kopf voll und den Beutel leer und das Herz arm. Weiter nichts! Und darum sind gerade in der Stadt so viele Leute, die sagen: „Wir müssen wieder hinaus aufs Dorf. Wir müssen wieder in den Umgang mit der lebendigen Natur kommen. Wir müssen wieder Vögel singen hören und Blumen auf den Wiesen sehen und Karst und Rechen in die Hand nehmen, damit wir wieder Menschen werden. Da in der Stadt werden wir Maschinen. Ihr wißt gar nicht, wieviele Freude euch in eurem einfachen und schlichten Leben aufblüht. Mich hat's heute von Herzen gefreut, wie das Büblein das Ammons-horn gebracht hat: ein Zeuge ist dieses Stein-gebilde von längst vergangenen Zeiten, in denen hier, wo heute eure Wälder stehen, das Meer gerauscht hat und die wundersamsten Muscheln in dem Meerwasser geschwommen sind. Und wenn solch ein Büblein von dem Lehrer etwas hört über diese Zeiten, da muß es doch von einem Schauer ergriffen werden über die mächtigen Geschehnisse, die da auf dem Boden sich ab-gespielt haben, ehe er geworden ist, was er heute ist. Und seht, dann lernen eure Kinder noch etwas anderes als denken. Sie lernen — Ehr-furcht!“

Aber der Bachgrunder ließ nicht „Luft“. Er rief zornig: „Ja, den Glauben verlieren sie, die Kinder! Von einem Herrgott ist nicht mehr die Rede. Nur noch von der Natur. Und bald wollen sie nicht mehr in eine Kirche gehen, weil sie alles besser wissen wollen. Und das Wort Gottes gilt nichts mehr. Und unseren Heiland verachten sie, weil sie meinen, sie bringen alles allein fertig und brauchen keinen mehr, der ihnen hilft, wenn sie in die Not kommen!“

Da richtete sich der Hinkende mächtig auf: „Umgekehrt ist auch gefahren, Bachgrunder! Ein großer Denker und Naturforscher, der Engländer Bacon von Verulam, hat geschrieben: „Nur die Natur, die man oberflächlich betrachtet, führt von Gott ab. Wer aber die Natur in der Tiefe kennen gelernt hat, den führt sie zu Gott hin.“ Und ein italienischer Denker, den sie wegen der „Gottlosigkeit“ verbrannt haben, hat auf dem Wege zum Scheiterhaufen einen Strohalm aufgehoben und gesagt: „Wenn ich nicht an Gott glaubte, würde mich dieser Strohhalm dazu bringen, an ihn zu glauben!“ Ich

habe oft genug sagen hören von Leuten, die nichts glauben mögen: „Wo der Baum hinfällt, da bleibt er liegen.“ Wüßten diese Leute wirklich Bescheid mit der Natur, so müßten sie sagen: der Baum bleibt gar nicht liegen, sondern er verwandelt sich, wenn er verfault in tausend andere Stoffe. Denn in der Natur geht gar nichts verloren, kein Stäubchen. Sondern es muß sich alles umwandeln in neues Leben. Und wer das einmal gelernt hat, der hat Ehr-furcht vor dem Geheimnis des Lebens, das in tausend Gestalten erscheint und sich in immer neue Gestalten verwandelt. Und dann wird er in heiliger Ehrfurcht niedersinken vor dem Quell und Grund alles Lebens, vor dem Schöpfer und Herrn des Himmels und der Erde, aus dem alle Dinge kommen und zu dem alle Dinge hinstreben. Wahres Wissen macht nicht hochmütig, sondern demütig. Das ist das Verkenntnis aller wirklichen und großen Denker, die gewußt haben: Wir können nur ein wenig ahnen von den Wundern der Schöpfung, aber das, was wir ahnen, läßt uns glauben an die verborgenen Herrlichkeiten, die sich den kommenden Geschlech-tern erst noch kundtun werden. „Das ist der Weisheit letzter Schluß — zu wissen, daß man glauben muß“ hat solch ein Gebildeter einmal gesagt. Und zu dieser Bildung sollen eure Kinder erzogen werden. Darum sind sie in der Werkstatt Gottes, daß sie seine allmächtige Hand am Werke sehen und seine Weisheit verehren lernen. Und drum sollt ihr nicht schelten darüber, daß sie von der „Astronomie“ etwas hören. Der Hinkende hat vor kurzem einen Vortrag in der Stadt gehört von einem Sternkundigen, der sein langes Leben auf einer Sternwarte zugebracht hat, und der Mann hat gesagt: „Wer einmal den Blick in die Unendlichkeit getan hat, die kein Menschenauge durchblicken und kein Menschenverstand ausdenken kann, der wird still und klein vor diesem Wunder, in dem auch unsere kleine Erde ihren Weg zieht in ewiger Gesetzmäßigkeit und Ordnung!“ So hält es auch der Hinkende: je weiter der Blick in die Wunder der Welt, um so fröhlicher der Glaube und um so gewisser die Hoffnung auf die ewige Weisheit, die alles wohl macht, auch wo unser Auge ihre Wege nicht versteht!

Aber eines will ich euch zugeben, Bachgrunder: Es kommt bei der Bildung nicht bloß auf den Kopf an, sondern vor allem auf das Herz. Nicht das, was wir wissen, macht den Menschen aus, sondern das, was wir hinter all dem vielen Werk der sichtbaren Natur ahnen an unsicht-baren Kräften. Nicht zum Menschenhochmut wollen wir unsere Kinder erziehen, sondern zur Demut. Und zur tiefen inneren Beugung vor den ewigen Gesetzen, in denen auch unser kleines Leben dahinfließt! Dann ist wahre Bildung im Volk. Die macht dankbar und — frei!

Die Männer schwiegen. — —

Nach einer Weile hob der Hinkende noch einmal an: „Frei — das ist ein großes Wort. Es wird viel Mißbrauch damit getrieben. Hat doch einmal ein junger Mensch zum Hinkenden sehr stolz gesagt: „Ich bin Freidenker.“ Aber der Hinkende, der allerhand gewußt hat, was nicht sehr schön im Leben des stolzen Sprechers aussah, gab ihm zur Antwort: „Frei, das glaube ich wohl. Aber mit dem Denken hapert's!

Sonst wäre vieles anders bei dir! „Und der Zunge hat von da an sehr kleinlaut dreingesehen. Wir sagen ja jetzt in Deutschland: wir seien ein freies Volk. Ein sehr stolzer Anspruch ist das. Es will sagen: wir müssen alle jetzt mit-schaffen am Staatswohl und am Volkswohl. Aber wie steht's mit der Freiheit? Da kommen die Redner auf die Dörfer hinaus und sprechen davon, wie sie das deutsche Volk zu einer herrlichen Blüte führen wollen, und die Hörer hören zu und glauben all dem schönen Gerede — und hinten dran ist's wie vorn dran. Und manch einer hat schon gesagt: „Geht zum Kuckuck, ihr Redner. Ich bekümmere mich um gar nichts mehr. Und bei den Wahlen bleibe ich daheim. Man weiß nicht, wohin man sich schlagen soll.“ Warum muß das so sein? Weil es an der rechten Bildung fehlt. Weil keiner weiß, wie es früher gewesen ist. Und mit was für Nöten sich die Vorfahren herumgeschlagen haben. Sind da vor kurzem einmal die Herren aus der Residenz gekommen und haben in einem Dorf an den sogenannten Schwedenschanzen gegraben und haben allerhand merkwürdige Dinge gefunden. Waffen und Münzen und Scherben und haben alles sorgfältig zu-



Serren aus der Residenz haben in einem Dorf an den sogenannten Schwedenschanzen gegraben.

sammengepackt und nach Karlsruhe getragen. Da haben die Dorfleute gesagt: „Jetzt, wozu auch das? Kostet einen Haufen Geld und nützt niemand etwas. Wozu den alten Kram aufstapeln! Wir müssen das bezahlen mit unseren Steuergroschen und haben nichts davon!“ Und hätten sich nur einmal belehren lassen sollen von dem, was die Funde alles gesagt haben. Von den Kelten und Alemannen, die hier gewohnt haben, und von ihren Kämpfen und ihren verbrannten Siedelungen

und von der Römerherrschaft und ihrem Glend. Und von der Freiheitsliebe der Vorfahren, die das eiserne Joch von ihrem Hals geschüttelt haben, und von den Liedern, die durch das deutsche Land gegangen sind, als endlich der deutsche Bauer wieder Herr auf seiner eigenen Scholle gewesen ist. Dann hätten sie etwas Großes gelernt: das ist die Treue, die zum Heimatboden hält in der schwersten Zeit und nicht den Mut verliert, sondern

Geduld hat und Zähigkeit und die Stunde abwartet, in der „nach langer Schande Nacht uns allen die Freiheit im Flammenglanz erscheint“. Das ist's, was wir brauchen: die Kenntnis all der schweren Zeiten, durch die unsere Väter gegangen sind, ohne zu brechen und ohne zu verzagen! Damit unser Herz wieder zu Stahl wird in der harten Zeit, in der wir jetzt stehen. Und lernen, daß nur eines uns oben hält, die Erzkraft, die nicht nachläßt, die Erzkraft der Treue, die nicht an sich denkt, sondern an das Ganze, für das wir da sind. Der beste Lehrmeister eines Volkes ist seine eigene Geschichte. Darum sollen unsere Kinder etwas lernen von der Tapferkeit und dem Troz unserer Väter, und sie sollen lernen aufzuschauen zu den großen Männern

und von der Treue, die zum Heimatboden hält in der schwersten Zeit und nicht den Mut verliert, sondern Geduld hat und Zähigkeit und die Stunde abwartet, in der „nach langer Schande Nacht uns allen die Freiheit im Flammenglanz erscheint“. Das ist's, was wir brauchen: die Kenntnis all der schweren Zeiten, durch die unsere Väter gegangen sind, ohne zu brechen und ohne zu verzagen! Damit unser Herz wieder zu Stahl wird in der harten Zeit, in der wir jetzt stehen. Und lernen, daß nur eines uns oben hält, die Erzkraft, die nicht nachläßt, die Erzkraft der Treue, die nicht an sich denkt, sondern an das Ganze, für das wir da sind. Der beste Lehrmeister eines Volkes ist seine eigene Geschichte. Darum sollen unsere Kinder etwas lernen von der Tapferkeit und dem Troz unserer Väter, und sie sollen lernen aufzuschauen zu den großen Männern

die uns geführt haben, und ihrer wert sein! Das ist Bildung, Herzensbildung, die echte Männer macht und seine Franen und ein Geschlecht, das harte Zeiten nicht bloß beklagt, sondern in harten Zeiten sich schmieden läßt zu Freiheitsverlangen und Freiheitskampf. Wer gelernt hat, der läßt sich nicht mehr etwas vorreden und vorgaukeln, sondern der weiß, wo unser Volk der Schuh drückt und wo die Hand anzulegen hat, damit die Zeit kommt, in der auch wir Deutschen wieder Menschen unter Menschen sein dürfen!"

Die Männer sahen dem Hinkenden mit glänzenden Augen ins Gesicht. Ihnen ging es durchs Herz, daß wahre Volksbildung — Bildung zum edlen, freien und großen Menschentum sein muß. „Der deutsche Schulmeister hat die Schlacht von Königgrätz gewonnen“, hat einst ein feiner Kopf gesagt. Ja, so soll es in Deutschland bleiben: Bildung macht froh, fromm und frei.

„Das Ripp“.

Erzählung von Karl Hesselbacher.

Wie eine Königin thronte sie zwischen den Kristallschalen, auf denen die Makronen und Zimtsterne und Schillerlocken und Mohrenköpfe lecker ausgebreitet waren, und den weißen Porzellanplatten, die mit Punsch-, Ananas-, Pfirsich- und Merinfentorten beladen waren. Wie eine Königin! Und ihr weißblondes Haar, das über dem frischroten Gesicht wie eine kleine Krone aufgetürmt war, schien im Sonnenlicht zu blinken wie ein Diadem von Edelsteinen. Statt des weißen seidenen, hermelinverbrämten Königsmantels trug sie allerdings ein weißes Spitzenhäubchen; das war aber so appetitlich, daß es auch einer Königin gut gestanden hätte. Jedenfalls war sie die Königin der Konditorei, die an der Königstraße lag und von den „vornehmsten“ Leuten besucht wurde, die ihre Stelldicheins dort hatten und über unjählich wichtige Nichtigkeiten miteinander bei einer Tasse Kaffee und allerhand Schlagrahmgedichten verhandelten.

Man hatte vor ihr eine ganz gehörige Achtung. „Fräulein Else“ ließ niemand allzunahe an sich heran. Und Zutäppische, die gemeint hatten, für ihre flatternden Geldscheine ein wenig Süßholz umsonst zu bekommen, merkten bald, daß Fräulein Else mehr von der Brennessel an sich hatte als vom Beilchen, und sie zuckten die gefährlichen Finger allemal sehr schnell zurück, wenn der erste Versuch sein klägliches Ende genommen hatte.

Fräulein Else verstand ihre Sache aus dem ff. Sie wußte, was gut ist. Und sie wußte, was gute Sachen wert sind. Billig war sie nicht.

Aber man hatte etwas für sein Geld, und drum nahm man lieber weniger in der Masse und hatte dafür mehr in der „Beschaffenheit“.

Drum hatte man eine Kiesenachtung vor ihr in der ganzen Stadt. Man grüßte sie, wenn man ihr bei ihrem Spaziergang am dienstfreien Nachmittag begegnete, man grüßte sie — nicht so obenhin, wie man jemand grüßt, von dem man gewöhnt ist, Dienste anzunehmen, sondern man grüßte sie, wie . . . ja, wie eine „wirkliche Bekannte“ und schämte sich nicht zu sagen: „Das ist Fräulein Else! Die will anständig begrüßt sein. Sonst kannst du dir das nächste Mal deine Sachen suchen, wenn du zu ihr in den Laden kommst. Und ich bin dir gut, du wirst trotz allen Suchens nichts finden!“ Und man grüßte sie, wirklich und wahrhaftig — wie, ja — wie eine Königin!

Man hatte einen Kiesenrespekt vor ihr — auch in den unterirdischen Räumen der Konditorei. In der Backstube. Da, wo die weißgekleideten Schöpfer der süßen Herrlichkeiten ihres Amtes walteten, die Türen des Backofens auf- und zuraffelten und die Künstler der Tortenverzierung an der Spritzdüse ihre Girlanden und Schnörkel in fröhlichem Schwung auf die glänzende Glasur zogen, so daß die Lehrbuben mit offenem Munde vor den Geheimnissen des „Linientraums“ standen. Man sprach da unten auch von Fräulein Else, und man sprach von ihr mit der Sorte von Respekt, die in diese verborgenen Regionen des Menschengeschlechts hineinpaßt. Denn man bezeichnete dort unten Fräulein Else einfach mit dem Wort: „Das Ripp“. Damit war alles gesagt: scheue Ehrfurcht und ingrinniges Gefühl der Untergebenheit. Es war die Bewunderung, die einer Starken gezollt wurde, und das Kettenraffeln der Sklaven, die sich gegen ihre Bändigerin nicht wehren können. Es war der Verehrungshymnus der Backstube: „Das Ripp“. Gebildete Leute hätten vielleicht von einer Katharina II. der Backstube oder von einer Semiramis der Torten gesprochen. Die Unterirdischen waren viel deutlicher und einfacher. „Das Ripp“ sagte alles. Bis zum jüngsten Lehrbuben, dessen Ohren die langgezogene Form besaßen, die diese Art werdender Menschen auszeichnet, bis zum ersten Gehilfen, der seit einem Monat da war und sich viel darauf zugute tat, daß er in Berlin bei Kranzler einer der ersten unter den Gehilfen gewesen war. Er war zuerst mit einem überlegenen Lächeln in den Raum neben dem Verkaufsladen hinaufgestiegen, in dem die Gehilfen die Werke ihrer Hände der Verkäuferin präsentieren mußten. Er hatte gesagt: „Sie soll es wagen, etwas zurückzuweisen, was ich bei Kranzler ohne Widerspruch zum Verkauf gebracht habe. Mit mir soll sie keine Fagen machen!“ Aber er war sehr bestürzt wiedergekommen und hatte einen Teller voll Makronen die nicht völlig

„Luft“ gebacken waren, in seiner Hand und fluchte wie ein Türke vor sich hin: „Solch ein Kipp! Solch ein Kipp!“

Und die anderen Gehilfen lächelten sehr verständnisinnig. Ganz zart und leise, wie es sich dem „ersten Gehilfen“ gegenüber ziemt. Aber er sah es doch und wurde noch grimmiger: „Solch ein Kipp! Solch ein Kipp!“

Sie hatte gar nicht viel gesagt, als er ihr seine Herrlichkeiten ausgebreitet hatte. Bewahre! Wer wird einem Gehilfen, der von Kranzler kommt, etwa Grobheiten machen! Das untersteht sich niemand, am wenigsten eine einfache Verkäuferin, die nie über die Bannmeile von der Residenz hinausgekommen ist. Sie hatte nur sehr höflich gefragt: „Wirklich, Herr Freiding, — das lernt man bei Kranzler in Berlin?“ Und dann hatte sie ihm den Teller mit den „gedatſchten“ Makronen zurückgeschoben. Die anderen Sachen trug sie hinaus in den Verkaufsraum und — erschien nicht wieder. Was blieb ihm übrig? Er mußte wohl oder übel sich den Abzug am Lohn gefallen lassen für die „vergratenen“ Makronen, die er bei seinen Bekannten um ein paar Spottpfennige verkaufen durfte.

„Solch ein Kipp!“ Der Herr Freiding beschaute sich von da an jedesmal seine Kunstwerke doppelt und dreifach, ehe er sie hinaustrug, und er bebte vor dem ruhigen kühlen Blick der stahlgrauen Augen von Fräulein Else mehr, als er in seiner Lehrjungszeit vor seinem gestrengen Herrn Prinzipal gebebt hatte. Der war ein fröhlicher Pfälzer gewesen und hatte mehr als einmal zu seinem Gesellen gesagt, wenn ein Gebäck gar zu „dunkel“ geworden war: „Ach was, roppen Se's raus. Die freffen's doch!“ Aber da war es nichts mit dem „Mausroppen“. Da galt nur erstklassiges Werk. . . .

Es war ein kalter, nebliger Novembertag. Jrgend etwas „fißelte“ vom Himmel herunter. Man wußte nicht, war's Schnee oder Regen. Die wenigen Spaziergänger auf der Straße hatten ihre Mantelkragen in die Höhe geschlagen und das Genick eingezogen. Auch der erste Gehilfe, Herr Freiding, schob sich verdrossen an der Mauer der Königsstraße entlang. Er hatte seinen Ausgehtag. Wohin bei solchem Wetter? Ein Freund der Kneipe war er nicht. Die wenigen Stunden, die er hatte außer seiner Dienstzeit, wollte er nicht im Dunst des Wirtshauses sitzen, da er die ganze Woche über den Dunst der Backstube einzuatmen hatte. Und so trottete er verstimmt, die Hände bis an die Ellbogen in die Manteltaschen vergraben, über das regenhasse Pflaster des Bürgersteiges hin. Beinahe wäre er mit einer schlanken Gestalt zusammengestoßen, als er rasch um die Ecke bog.

„Halb so wild, Herr Freiding!“ rief eine helle Stimme. Er schaute auf. Die Stimme in ihrem stählernen Klang war ihm nur zu bekannt.

Hatte sie nicht erst gestern gerufen: „Herr Freiding, muten Sie mir im Ernst zu, den Papp da zu verkaufen?“

Es war Fräulein Else.

„Muß mir das Kipp noch in den Weg laufen!“ brummte er vor sich hin. Aber ganz leise, nicht einmal ein Mäuslein hatte es gehört. Er zog den Hut und wollte vorüber. Aber Fräulein Else blieb stehen, und es war merkwürdig. Ihr Stehenbleiben hatte eine zwingende Kraft. Der „erste Gehilfe“ wagte nicht, weiterzugehen. „Wohin wollen Sie bei dem schönen Wetter?“ fragte sie.

Er zuckte die Achseln.

„Die Beine vertreten, bis sie nimmer steif sind — und dann heim!“

„Nicht in Gesellschaft?“ fragte sie zurück.

„Davon bin ich kein Freund!“ kam eine kurze Antwort.

„Warum nicht? Sind Sie menschenschen?“ Ein wärmerer Ton lag in ihrer Stimme.

Er schaute ihr in das blühende Gesicht.

„Fräulein Else! Ich habe einen größeren Ehrgeiz, als mein Geld in die Bierhäuser zu tragen!“

Da schwieg sie einen Augenblick. Dann sagte sie schnell: „Ich habe heute wie Sie meinen freien Nachmittag. Kommen Sie mit mir! Meine Mutter wird sich freuen, wenn Sie eine Stunde bei uns sitzen!“

Er spürte aus ihren Worten etwas Wunderliches heraus, das er dem „Kipp“ nicht zugeztraut hätte. Er wußte nicht, was es war. Aber es war ähnlich wie in seiner Jungenszeit, wenn er vom Schlittensahren heimgelommen war und ihm die Mutter einen heißen „Apfelkrapfen“ aus der Ofenröhre holte und sagte: „Komm, Bülble, da hast etwas Warmes!“ Dies Mädchen spürte, daß er etwas Warmes brauchte. Und dies Warme hieß: Heimat! Er hatte keine Heimat, obwohl er der erste Gehilfe des ersten Konditorgeschäftes der Residenz war. Und drum war er ein armer Tropf. Das spürte er an diesem häßlichen Tag, an dem nirgends eine Tür sich auftat für einen, der gern seine Füße unter einen gastlichen Tisch geschoben hätte. Und ein gutes Wort gehört hätte, das nicht von Torten und Baumkuchen handelte, sondern von Dingen, die das Herz aufmun.

Und das „Kipp“ lud ihn ein, in ein warmes Zimmer zu kommen, in dem ihn die Freundlichkeit einer Heimat grüßte.

Er ging mit. Viel sprach er nicht auf dem Weg. Auch in dem Dachstübchen der Vorstadt, wo zwei graue Augen unter einem weißen schlichten Haar ihn anstrahlten. Die Augen waren genau so grau wie die Augen, vor deren Kritik er sich fürchtete. Aber sie hatten den Schein der Güte, wie ihn ein reifes Alter ausstrahlt, das viel gesehen und viel erlitten hat und darum geduldig geworden ist und nichts

mehr fordert, aber um so mehr gibt. Er sprach nicht viel. Aber er spürte um so mehr.

Das behagliche Stübchen, das von Sauberkeit glänzte wie ein Schmuckkästchen. Mit den weißen Vorhängen, die über einen Blumentisch wehten: die Blattpflanzen, die ihre Strubelköpfe über den geflochtenen Rand des Blumentisches hoben, die Weihnachtskakteen, die ihre roten Knospen anschoben. Die paar einfachen Kupferstiche an den Wänden, der summende Teekessel auf der zierlich gehäkelten Tischdecke.

Das Bücherbrett, auf dem wenige Bücher standen, aber die Titel dieser Bücher hießen: Goethe, Schiller, Körner, Lenau, Chamisso, Storm, Hebel — und dabei ein dickes Buch in schwarzem Leder, das ihn wieder an die Mutter erinnerte. Die hatte daselbe Buch jeden Abend in den abgeschafften Händen gehalten. Und über ihrem Gesicht war ein Schein von Frieden gelegen. Das war alles so — altmodisch. Aber es war so warm, ach so warm! Er fühlte die Wärme bis in die letzte Falte seines Herzens hinein.

Und wie Fräulein Else sich um die Mutter mühte. Die alte Frau durfte keinen Schritt gehen. Die Tochter ging mit den federnden Schritten ihrer jungen Kraft, und es war, als ob die Mutter ihr Püppchen wäre. So legte sie das gestrickte schwarze Um Schlagtuch um die Schultern der Mutter, nachdem sie die alte Frau in die Ecke des Sofas gesetzt hatte, und merkwürdig! Jetzt hatten die grauen Augen des Mädchens denselben Glanz wie die Augen der Mutter!

Der erste Gehilfe des berühmten Konditorei-geschäftes vergaß seinen Stolz und seinen Verdruß und seine Empfindlichkeit; und als er ging, war es stockfinstere Nacht. Wenige Menschen gingen auf der Straße. Er hatte ganz vergessen, was Zeit heißt. Vor lauter Heimat!

Die herzliche Einladung: „Kommen Sie doch bald einmal wieder!“ hatte er aber doch nicht befolgt. War ihm die stumme Zurückweisung einer mühsam gearbeiteten Torte am anderen Morgen „übers Leberle gekrochen“?

Es ging noch einen Monat — da bot sich ihm in der alten Heimat in den Bergen eine Tätigkeit, die ihn lockte. Ein alter Konditor, den er im Geschäft der Residenz einmal hatte kennen lernen, schrieb ihm: „Kommen Sie zu mir und

führen Sie mir das Geschäft. Sie können, wenn Sie Freude daran haben, einmal mein Nachfolger werden! Denn allzulang mache ich nicht mehr mit!“ Da glomm etwas auf wie ein Heimatslicht. Ein eigenes Dach über dem Kopf, ein eigenes Werk für die Hände! Und ganz



Er sprach nicht viel. Aber er spürte um so mehr.

am äußersten Rand dieses Bildes kommender Tage — ein Weib, das ihm den Tisch deckte, und ein Kindlein, das durch die Vorhänge seines Bettchens guckte . . . Er reiste in die Bergstadt, die ein vielbesuchter Fremdenort war, und trat in das Geschäft ein. Der alte Meister war sehr hinfällig. Sein Weib war ihm vor einigen Jahren gestorben. Er mußte sich mit fremden Leuten plagen, und bald sah der neue Geschäftsführer, daß diese fremden Leute mehr hinaus-trugen aus dem Haus, als hineinkam. Das Geschäft, das in früheren Jahren einen guten Namen gehabt hatte, verlor langsam einen Kunden um den anderen. Und doch hielt der junge Mann aus. Der Alte sah ihn mit herzbeweglichen Dankesblicken an, wenn er ihn in der Backstube wirken sah. Blütenweiß sein Gewand, von blitzender Sauberkeit all seine Bleche und Geräte. Und von unermüdlicher Sorgfalt in all seinen Hantierungen. „Hätte ich Sie gehabt nach dem Tod meiner Frau — es ginge anders, als es geht!“ Da konnte der Herr Freidling unmöglich den Staub von den Schuhen schütteln. . . .

Es dauerte noch ein halbes Jahr — da ging der alte Meister langsam und unbemerkt seiner Frau nach. Er lag eines Morgens schlafend im Bett. Aber es war ein Schlaf, aus dem es

kein Erwachen mehr gibt, wenigstens nicht für die Welt, in der wir gehen.

Die Verwandten kamen und besahen sich das Erbe. Es war klein genug geworden. Einer der Erben bot dem jungen Geschäftsführer das Geschäft zum Kaufe an. Der Preis war nicht übertrieben. Denn die Erben sahen, daß das Geschäft seinen Glanz verloren hatte. Aber der Herr Freiding hatte doch nicht so viele Varmittel, daß er die Summe erlegen konnte. Er schüttelte den Kopf. . . .

Nach ein paar Tagen kam der Direktor einer größeren Bank, die in der Stadt ihre Tochteranstalt hatte, zu dem jungen Konditor in die Backstube und gab ihm eine Bestellung für ein Verlobungseffen in seiner Familie. Ein gleichgültiges Gespräch wurde dabei geführt, aber der Konditor merkte, daß die Augen des vornehmen Herrn fleißig in der Backstube herumspazierten, und daß über sein Gesicht ein freundliches Lächeln ging. Der Herr Direktor nickte mehrmals mit dem Kopf, obwohl in dem Gespräch gar nichts zum Kopfnicken da war. Endlich verließ er die Backstube und grüßte: „Machen Sie Ihr Sach gut!“

Dafür hätte er nicht zu sorgen brauchen. Der „Erste Gehilfe des ersten Konditoreigeschäftes der Residenz“ setzte seinen Ehrgeiz darein, etwas zu leisten. Und so kam nach ein paar Tagen der Herr Bankdirektor, um seine Rechnung zu bezahlen. Und ehe er aus der Backstube ging, sagte er, wie wenn er sich noch eben auf etwas besinnen müsse, das er beinahe vergessen hätte: „Der Herr Justizrat Röhmeier“ — das war jener Erbe des alten Konditors, der dem Herrn Freiding das Geschäft zum Kauf angeboten hatte — „war bei mir und erzählte davon, daß Sie Liebhaber für die Konditorei seien, aber wegen mangelnden Kapitals nicht instande seien, den Kauf zu wagen. Ich mache Ihnen den Vorschlag, bei mir einen Bankkredit zu nehmen, den ich Ihnen zu den billigsten Bedingungen eröffne, und dann das Geschäft zu kaufen!“

Der junge Mann wußte nicht, wo ihm der Kopf stand.

„Aber ich kann Ihnen keine Sicherungen bieten!“

Der Bankdirektor lächelte.

„Die Sicherungen habe ich schon. Bis auf eine.“

Und als der Herr Freiding ihn fragend anschaute, sagte der Bankdirektor: „Die besten Sicherungen liegen in Ihrer Person. Und die Sicherung, die ich noch brauche, heißt: die Frau! Sorgen Sie für eine tüchtige Frau — dann wird alles gut!“

Und damit verließ er das Haus.

Eine Frau! Ja, das wußte er selbst. Von der hing alles ab. Sein Fleiß und seine Tüchtigkeit half nichts, wenn die Frau fehlte. Was

der Mann im Mähle hereinträgt, kann eine Frau mit Schesseln hinaustragen — und was der Mann mit einer Hand erwirbt, kann die Frau mit zwei Händen mehrern, so hatte einst seine Mutter gesagt.

In der Stadt gab es manche, die den stattlichen jungen Konditor gern genommen hätte. Aber es war ein leichtes Leben in diesem Fremdenort. Alle Tage Sonntag — war der unsichtbare Wahlspruch, der über den Straßen schwebte. Die Mädchen waren lauter Damen, und ihre kostbaren Kleider kosteten mehr, als der junge Meister in einem Halbjahr verdiente. Wie sollte er eine von diesen feinen Fräulein in sein Ladengeschäft stellen? Und wenn er Verkäuferinnen anstellte, wie sein Vorgänger, so wußte er von vornherein, daß das wache Auge fehlte, das ihre Arbeit begleiten mußte, wenn nicht die Frau die erste und letzte sein werde.

Er saß lange in seinem Stübchen, das ihm noch nie so eng und arm und dürftig und unwirklich erschienen war als jetzt, wo ihm das Bild einer Heimat winkte. Eine Frau! Wo sollte er sie finden?

Mit einemmal schoß es ihm durch den Kopf:



Und als der Herr Freiding ihn fragend anschaute, sagte der Bankdirektor: „Die besten Sicherungen liegen in Ihrer Person.“

Fräulein Else . . . „das Nipp!“ Er lachte zuerst hellauf. Aber dann sah er wieder jenen Novembertag vor sich, an dem er zum erstenmal seit seinen Kindertagen wieder Heimatluft geatmet hatte. Und am nächsten Tage fuhr er in die Residenz. Mit neuem Leben in der Seele

mit dem er einst aus der Tiefe der Backstube zum Verkaufsraum hinaufgestiegen war. Wie ihn die grauen Augen anschauen würden? Er sah den spöttischen Schein und hörte die Antwort: „Lernt man das wirklich bei Franzler?“ Und doch wagte er es.

Und merkwürdig! die grauen Augen blickten nicht ein wenig spöttisch, sondern mit einem wunderlichen, weichen, warmen Schein, als das Mädchen sagte: „Ich will es mit der Mutter bereden!“

Und dann kam ein Tag, an dem Fräulein Else in die Bergstadt kam und das Geschäft betrachtete und schließlich dem Konditormeister Freiding die Hand entgegenstreckte: „In Gottes Namen — ich will es wagen!“

Und dann ging es zum Herrn Bankdirektor. Und der schaute wieder lang auf das junge Mädchen, während er von allerhand unwichtigen Dingen plauderte, und nickte mit dem Kopf, obwohl es im Gespräch gar nichts gab, was zum Kopfnicken veranlassen mußte. Und als die beiden gingen, fragte er wie nebenächlich: „Wann wollen Sie den Bankkredit beginnen?“

Und dann wurde ein ganz einfaches Hochzeitsfest in der Residenz gefeiert, und der Konditormeister Freiding empfahl sich in dem Blatt der Bergstadt als Nachfolger des verstorbenen Konditormeisters Schwarz und bat um geneigten Zuspruch der alten Kundschaft. . . .

Und alles war flott im Gang — da kam der große Strich, der zuweisen in alle Menschenpläne hineingemacht wird, und an dem mehr als ein Menschenschicksal zu zerbrechen pflegt. Der Konditormeister Freiding ward schwer krank. Und in seiner Backstube wirkten neben dem Gehilfen zwei Lehrlinge, und im Ladengeschäft stand neben der Frau Freiding eine Verkäuferin, die alle Hände voll zu tun hatte, und neben dem Laden war eine Kaffeestube, in der ein Aufwartemädchen tätig war, unablässig auf den Füßen, und — ein Bettchen stand im Schlafzimmer der Eheleute, und darin sah man zwei winzige rosige Fäustchen sich aus den weißen Kissens heben. . . .

Und der Herr Konditormeister lag in schwerem Fieber, und sein Kopf glühte, und der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf, und in allen den Fieberträumen redete der Kranke von dem Zucker, den er hatte kommen lassen für Tausende von Mark, und von dem Weizenmehl und von den Honigbüchsen, die eine Unsumme von Geld verschlungen hatten, und er schrie auf: „Frau, es verdirbt alles! Frau, lasse mich hinunter in die Backstube — wir sind ruiniert, wenn ich nicht am Ofen stehe!“

Aber dann kam eine kühle Hand, die legte sich auf seine Stirn, und eine tiefe ruhige Stimme sagte: „Sei zufrieden! Es geht alles wie am Schnürchen!“

Und dann schloß der Konditormeister die brennenden Augen, senkte tief auf und ward ruhig. Er wußte nicht, wie viele lange und bange

Wochen er lag! Als er sich gelegt hatte, war der Flieder in der vollsten Blüte gewesen, und als er aufstand und zum erstenmal am Fenster im Sessel saß, so schwach, daß er kaum den Kopf heben konnte, schweifte sein müder Blick über die weite Ebene hinaus, die sich jenseits der spitzen Dächer ausbreitete, und er sah, wie der Wind über die gelben Kornäcker hinstreifte und die schweren Lehren, der Sichel harrend, sich niederneigten. „So lang bin ich krank gewesen?“ fragte er.

Und dann fuhr es ihm wie ein Stich durch das Herz: „Wie wird's im Geschäft aussehen?“ Zahlenreihen tanzten vor ihm auf und nieder, und das Gesicht des Bankherrn, ernst und drohend, und leere Kästen und Schubladen. Er konnte nichts davon sagen, was ihn ängstete. Er war noch zu schwach, und so oft sein Weib hereintrat und ihm sein Büblein entgegenstreckte, ging ein leises Lächeln über sein Gesicht. Da wagte er nicht zu fragen: „Wie steht es um die Oktoberzinsen?“

Endlich konnte er es wagen, von der Höhe der Wohnung im Oberstock hinabzusteigen in die Geschäftsräume. Er stützte sich auf den Stoc und schlich mühselig durch den Verkaufsraum und die Kaffeestube. Lachende, schwatzende Leute, die ihm fröhlich die Hand entgegenstreckten: „Wieder auferstanden, Herr Freiding?“

Und dann ging es hinunter in die Backstube. Der Gehilfe reichte ihm die Hand hin: „Gott willkommen, Herr Freiding!“

Und dann ging er langsam wieder zur Treppe, um den Aufstieg zu wagen. Da hörte er die Stimme seines ältesten Lehrlings. Der meinte, der Meister sei außer Schußweite. Hell klang die Bubenstimme: „Ja, Sie haben recht, daß Sie sagen: Gott willkommen!“ Ich sage es auch. Wenn der Alte jetzt wieder kommt, kann man doch wieder schnaufen. Dann bleibt sie droben, die Alt. So ein Kipp, wie die! So ein Kipp gibt's auf der ganzen Welt nicht mehr!“

Da mußte der Herr Konditormeister Freiding stehen bleiben und lachen. Was aus dem Herzen an Lachen heraus konnte, kam heraus. So hell und fröhlich, wie er seit seiner Kinderzeit nicht mehr gelacht hatte.

Und während der Gehilfe den Lehrling bei den Ohren nahm, stieg der Herr Freiding die Treppe hinauf. Es ging so schnell, wie wenn ihm mit einemmal Flügel gewachsen wären, und er ging in den Verkaufsraum, wo seine Frau neben der Verkäuferin stand, und wisperte ihr etwas ins Ohr. Die Frau ward dunkelrot und schob reich ihren Arm unter den Arm ihres Mannes. So führte sie ihn hinauf in den Oberstock.

Dort fiel er ihr um den Hals und küßte sie, wie er sie nie geküßt hatte, und er rief in hellem Zauchzen: „So ein Kipp! Gott sei Dank! So ein Kipp!“



Der Menschenfreund.

Erzählung von Franz Wichmann.

Was geplante Schlemmerei verbot hatte Egidius Schneef einen heillosen Schreck eingejagt. Der feste alkoholbeschwerte Schlummer war dahin. Jedes seiner geliebten opulenten Frühstücke in der Delikatessen- und Weinstube von Moisius Pauschmann kam ihm wie eine Henkersmahlzeit vor. Unerhört, wie schlecht man es heutzutage hatte! Da quälte man sich erst im Schweisse seines Angesichts, um möglichst viel Lebensmittel über die Grenze zu verschieben, damit die Notleidenden im Auslande nicht verhungerten, und daheim sollte man sich nicht einmal mehr nach Herzenslust satt essen und trinken dürfen. Es war eine Jammerwelt!

Egidius faltete bei der zweiten Flasche Sekt, mit der er die gebratene Gnte begoß, die Hände über dem zwischen den Knien gehaltenen Spazierstock. Den ließ er nie von sich, aus Angst, er könnte gestohlen werden. Schon das Rohr war wertvoll, und dann erst der schwer goldene Knopf, auf den er Name und Wohnung hatte eingravieren lassen! So ein Stock hatte es besser als jeder Mensch, der wußte und fühlte nichts von dem Elend dieser Zeiten! Aber auch das war ja seit kurzem nicht mehr richtig, verbesserte er sich in Gedanken. Jetzt war ja sein treuer, ständiger Begleiter nicht einmal mehr sicher vor den räuberischen Händen des Staates. Aus den Hunderten von Bestimmungen des neuen Luxussteuergesetzes wurde zwar niemand klug, aber gewiß gab es da doch wieder irgendeine Falle, in der man seinen Stock saugen und ihm selbst wieder sein saurer verdientes Geld abknöpfen konnte. Es war wirklich eine Tränenwelt! Nur der gute Tropfen und die Leckerbissen der Pauschmannschen Küche konnten sie vergessen machen, bis das Schlemmergesetz auch diese seine letzte Freude zerstörte.

Seine ärgerlichen Vorstellungen hatten Egidius Schneef für heute die ganze Stimmung verdorben. Er gab dem Kellner weniger Trinkgeld als sonst — man mußte ja zu sparen anfangen —, und erhob sich. Etwas seitwärts auf seinen Stock gebeugt segelte er wie ein überfrachtetes Schiff quer über die Straße. Im Augenblick, da er den Bürgersteig betrat, rempelte ein Passant ihn so unsanft an, daß die eingenommene schwere Ladung aus dem Gleichgewicht geriet und ihn fast zum Kentern gebracht hätte.

„Flegel!“ brummte Egidius, doch so, daß der andere es nicht hören konnte, denn Mut war nicht seine starke Seite, und schließlich wußte man nicht, wie der es aufnahm. „Keine Spur von Bildung und Erziehung haben diese Proleten mehr und —“

Er brach in seinem enttäuschten Selbstgespräch ab, da er sich plötzlich Lügen gestraft sah. Man

durfte doch nicht alle über einen Kamm scheren und so eine Ausnahme sah er plötzlich vor Augen.

Ein des Weges kommender gutgekleideter junger Mann hatte den Vorgang mitangesehen. Ehrlicher Zorn blitzte in seinen Augen auf und mit einem Sprünge war er heran. „Erlauben Sie, Herr, Ihren Stock. Diejem Rohing gebührt eine derbe Züchtigung!“ Und ehe Schneef es sich versah, hatte ihm der unerwartete Helfer



„Erlauben Sie, Herr, Ihren Stock,“ sagte ein des Wegs daherkommender junger Mann.

schon den Stock aus der Hand genommen und schwang ihn über dem Kopfe des auch noch höflich lachenden Bürgers.

„Da hört sich doch alles auf!“ schrie der erboste Helfer. „Wie können Sie sich unterstehen, einen ehrsam und friedlich seines Weges gehenden Bürger so pöbelhaft beiseite zu stoßen!“

Egidius war ganz Bewunderung. O, es gab also doch noch wahrhaft edle, hilfreiche Menschenfreunde! „Ich danke Ihnen, mein Herr, aber lassen Sie es jetzt genug sein.“ Es war nicht das Mitleid mit dem Frevler, was ihn Einhalt tun ließ, sondern die Furcht, sein kostbarer Stock könne Schaden leiden.

Doch der andere hörte ihn nicht, denn der Uebelthäter hatte es vorgezogen, die Flucht zu ergreifen, und der ergrimmete Helfer, immer den Stock schwingend, lief hinter ihm drein. Eben verschwanden sie beide in der nächsten Seitengasse.

Egidius Schneef war infolge seines Wohllebens zu stark beleidigt, um ihnen folgen zu können. Er stellte sich an die Tür des Wei-

restaurants, um die Rückkehr des Menschenfreundes zu erwarten. Um sich dankbar zu erweisen, wollte er ihn wenigstens zu einem Frühstück einladen. So bot sich zugleich Gelegenheit, noch eine dritte Flasche zu leeren.

Nach einiger Zeit begann er auf die Uhr zu sehen. Es würde seinem Helfer doch nichts passiert sein? Am Ende hatte der Flegel gar das Messer gezogen und ihn niedergestochen! Heutzutage war ja alles möglich.

Als eine volle halbe Stunde verflossen war, wurde ihm seine Vermutung zur Gewißheit, und er wälzte sich der nächsten Polizeistation zu, um Anzeige zu erstatten.

Der Beamte lächelte eigenartig. „Uns ist nichts Derartiges gemeldet worden. Und wissen Sie, was wahrscheinlicher ist als Ihre Annahme? Sie sind das Opfer zweier schlauer Spitzbuben, die es auf Ihren wertvollen Stock abgesehen hatten, geworden.“

Dem aus allen Himmeln fallenden Egidius quollen die Augen frohschartig aus dem Kopfe. „Sie glauben, die zwei seien miteinander im Bunde gewesen?“ stotterte er ganz entsetzt.

„Allerdings. Wir wollen der Sache nachgehen, aber es ist sehr möglich, daß Sie Ihren Stock nie mehr wiedersehen.“

Wie von einem Schläge betäubt, verließ Egidius das Lokal. Auf der Straße überlegte er, ob er in die Weinstube zurückkehren und sich dort trösten sollte? Aber der Gedanke an die Freunde, die dort noch am Stammtisch saßen, schreckte ihn ab. Wenn er ohne seinen stets gewohnten Stock wieder erschien, mußte das sofort auffallen, man würde ihn fragen, und dann blieb nichts übrig, als das Geschehene zu beichten. Die Folgen aber konnte er sich vorstellen. Werden Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Man würde ihn mit seinem Reinsfall nzen, und die Schadenfreude gönnte er ihnen nicht. Da war es noch besser, nach Hause zu kehren, trotz der Gardinenpredigt, die ihn erwartete; denn das Essen war sicher schon kalt geworden. Wenn er gleich auf sein Zimmer ging, ließ sich der Verlust des Stockes wenigstens vorläufig verbergen.

Aber er hatte sich verrechnet. Schon auf der Treppe kam ihm die entriestete Gattin entgegen. „Das ist aber das letzte Mal, daß ich so lange auf dich warte! Wo kommst du denn wieder so spät her? Das Geschäft hättest du doch auch am Nachmittage erledigen können.“

„Was für ein Geschäft?“ fragte der ahnungslose Egidius.

„Nun, den Ankauf eines Fahrrades. Damit hätte es doch nicht geeilt.“

„Ich, ein Fahrrad, — bist du verrückt?“

„Aber du hast doch fünftausend Mark verlangt, weil dir dieser Betrag an der geforderten Summe fehlte. Du spekulierst doch immer, und

da dachte ich, du wolltest das Fahrrad billig kaufen, um es teuer wieder zu veräußern.“

„Aber mit solchen Kleinigkeiten gebe ich mich doch nicht ab,“ rief der Gatte gekränkt. „Und um Gottes willen, mach mich nicht toll, was ist es mit den fünftausend Mark?“

„Die habe ich natürlich deinem Boten gegeben.“

„Tod und Teufel!“ Sich an die Stirn schlagend und jede Besinnung verlierend, platzte er heraus: „Erst komme ich um meinen wertvollen Stock, und nun bringst du —“

„Dein Stock ist doch hier,“ unterbrach ihn Frau Josepha.

Jetzt wußte sich Egidius vor Staunen nicht zu fassen. Also hatte er sich in dem Menschenfreunde doch nicht getäuscht! Und kennen mußte der ihn noch dazu auch, denn wie hätte er sonst den Stock in seine Wohnung bringen können? Aber vielleicht hatte er die auf dem Knopfe eingravierte Adresse gelesen. Ueber die Freude, seinen geliebten treuen Begleiter wieder zu haben, vergaß er selbst die andere ärgerliche Mitteilung seiner Gattin, die ihm noch dazu ganz unverständlich schien. „Wo, wo ist er denn?“

„Dort, im Schirmständer muß er stehen.“

Frau Schneef ging einige Schritte zurück, griff sich an den Kopf und machte große Augen.

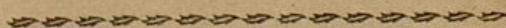
„Himmel, was ist denn das! Ich habe ihn doch selbst hineingestellt, um dem Ueberbringer die verlangten fünftausend Mark auszuhändigen. Ohne daß ich es bemerkte, muß der ihn wieder mitgenommen —“

„Gestohlen!“ schrie Egidius auf und plötzlich fiel es ihm wie eine dunkle Binde von den Augen. „Und die fünftausend Mark?“

„Das mußt du doch selbst am besten wissen. Der junge Herr brachte doch deinen Stock, den du ihm zur Legitimation übergeben. Du ließeßt bitten, behauptete er, dir durch ihn sofort das benötigte Geld zu schicken, damit du den vortheilhaftesten Handel abschließen könntest.“

„Unglaublich!“ Am liebsten hätte sich Egidius Schneef die Haare ausgerauft, wenn er sie sich nicht schon früher wegamißiert gehabt hätte.

„Kein wahres Wort ist an der ganzen Geschichte! Ich weiß weder von einem Fahrrad, noch von einem Auftrag an dich. Stock und Geld sind einem Gaunerstreich zum Opfer gefallen. Eine Schandwelt ist es. Sie verdient es gar nicht, daß man ein ehrlicher Mensch bleibt!“



... Nur um den Einsamen schleichen Gespenster.

Die Menschen lieben ihre Freuden mehr als ihr Glück, einen guten Gesellschafter mehr als den Wohlthäter, Pavagen, Schoßhunde und Affen mehr als nützliche Haustiere.

Jean Paul.

Die gute Johanne.

Von Alfred Vock.

In der vergangenen Woche haben wir sie zur letzten Ruhe geleitet. Der Geistliche, der unpäßig war, brachte mit sichtlicher Anstrengung seine Rede heraus. Eindringlicher sprach die Natur. Sommer Sonne überblitzte den alten Friedhof mit funkelnden Lichtern. In den Wipfeln der Bäume hallte Vogelgesang. Die Wälder rings schickten erfrischenden Duft herüber. Drunten im Talgrund rauschte der Bach. In dieser strahlenden, von tausend Stimmen erfüllten Welt kam an offenen Grab der guten Johanne kein düsterer Gedanke in mir auf.

Ein Menschenalter lang sah ich sie jeden Morgen an meinem Haus vorübergehen. Sie hatte einen schön gemalten Krug in der Hand, holte in der nahen Molkerei die Milch, die sie tagsüber brauchte. Sie ging sehr rasch, wie wenn sie Zeit gewinnen müsse. Erst da sie die Siebzig überschritten, verlangsamte sich ihre Bewegungsart. Manchmal blieb sie, den Körper vorgebeugt, schwer atmend stehen. Ihr Gesicht war von edler Bildung. Um ihren Mund prägte sich ein Zug von Freundlichkeit aus. Ihre Mutter war bald, nachdem sie der Tochter das Leben geschenkt, gestorben. Ihr Vater, der Dichter, hatte es auf nur achtundvierzig Jahre gebracht. Johanne hatte die elterliche Wohnung übernommen, in dieser als größte Kostbarkeit sehr wertvolle, prächtig gebundene Bücher, die ihre Rücken aus Schränken mit verglastem Oberbau und zartem Gitterwerk zeigten. Johanne war leidenschaftliche Leserin, vom Verlangen befeuert, im Spiegel erhabener Geister sich selbst zu erkennen. Neben dieser enthusiastisch geübten Beschäftigung war sie unermüdet am Werk, Menschen die helfende Hand zu bieten, die mit Not und Glend kämpften. Mit Zug hieß sie in Städtchen die gute Johanne.

Einer meiner Freunde war beauftragt, ihren Nachlaß zu ordnen. Er führte mich in die Wohnung, die sie für immer verlassen hatte. Die Einrichtung verriet Schönheitsgefühl. Nirgends verlegten schreiende Farben den Blick. Die Wände waren mit Gemälden und Kupferstichen geschmückt. Im Arbeitszimmer sprang eine Vitrine in die Augen, gefüllt mit Porzellan, Miniaturen und Silbersachen. Daneben stand ein Sekretär, davor ein zierlicher Lehnstuhl aus Mahagoniholz.

Mein Freund öffnete eine alte Truhe, die figürliches Hochrelief zierte. Darin hatte Fräulein Johanne Tausende von Briefen verwahrt. Die hatte sie geschrieben, aber niemals abgeschickt. Sie waren an einen fernen Geliebten gerichtet, der offenbar nur in ihrer Phantasie existierte. Allmorgendlich Glock zehn — so hatte die Auf-

wärterin meinem Freunde erzählt — erschien Fräulein Johanne in ihrem Arbeitsstübchen. Sie hatte ein Kleid von dunkelblauer Seide an, ließ sich mit einer Miene, die freudigen Willen verhieß, an ihrem Sekretär nieder und schrieb. Hatte sie ihren Brief beendet, legte sie ihn in die Truhe und schritt mit glänzenden Augen, von einem wohligen Gefühl erhoben, in der Stube auf und ab. Gegen Mittag vertauschte sie die festliche Gewandung mit einem schlichten Kattunkleide und machte sich auf den Weg, Pfündner und Armenhäusler zu besuchen, die ihrer Fürsorge anvertraut waren.

Viele Briefe des alten Fräuleins habe ich gelesen: All ihre Sehnsüchte hatte sie hineinströmen lassen, all die Zartheit ihres Empfindens; ihre Schwärmerieen und Entzückungen, aber auch ihre Aufwallungen und die Kümmernisse stillen Märtyrertums.

Vom letzten Brief, den sie geschrieben, habe ich Abschrift genommen und führe ihn wortgetreu an:

„Mein Herzensfreund!

„Mein Geliebter!

Heute ist meines Vaters Geburtstag. Ich habe sein Bild vor mich hingestellt. Die hochgebaute Stirn weist auf einen schöpferischen Geist. Jrgendwo habe ich einmal gelesen: Die Dichter gleichen den einsamen Botenläufern, die morgens in aller Winterfrühe, wenn noch kaum die Hähne gekräht haben, auf den nachts verschütteten Wegen die ersten Fußstapfen eindrücken müssen. Ein solcher Botenläufer war mein Vater! Vier Wochen vor seinem Hingang überaschte ich ihn, wie er ein anmutiges, leicht dahinschreitendes Mädchen zeichnete, das in der erhobenen Rechten eine Granatapfelblüte hielt. „Es ist die Hoffnung,“ sprach er, „sie hat bei mir ein heimlich Quartier.“ Wie eng ich mich ihm verbunden fühlte, was ich an ihm verloren habe, weißt Du. Dann fand ich Dich. Wie oft soll ich Dir's sagen, mein Herzensfreund! Die übermächtige Liebe zu Dir hat mein Leben erhöht, daß ich die Welt trotz ihrer Dunkelheiten in einem reinen schönen Lichte sehe. Nur Verwandtschaft der Geister kann den tiefsten Sinn der Liebe bestimmen. Wie beide sind dessen inne geworden. Du hast mich unfassbar reich gemacht. Daß meine Gedanken auf wogender See zu den entlegenen Inseln steuern, daß ich zur vollen Entfaltung meiner Kräfte gelange, danke ich Dir. In alle Ewigkeit —“

Hier hatte die gute Johanne abgebrochen. In- des sie mit fester Hand schrieb, war auf weichen Sohlen der Tod in ihr Stübchen getreten, schaute ihr lächelnd über die Schulter und nahm ihr, ohne daß sie es merkte, die Feder aus der Hand.

Riebeli statt Nudle.

Ein lustiges Stückli von Paul Körber-Waldshut.

Gemeinhin werden Riebeli und Nudeln aus einem Teig, aber solchem von unterschiedlicher Form und in unterschiedlicher Hantierung gefertigt. Des Moser-Ferdis Weib Karoline Sonntagspruch lautete: „Es goht eineweg nit über ein guets Nudelsüppli. Dees heilt eim wieder us.“ Damit meinte sie ein „Hausmachernudelsüppli“, und sie nahm regelmäßig diese Arbeit zu der andern hin.

Und so hatte sie auch dermal wieder schon früh am Morgen allerweltsgroße Nudelplätz unter dem Wallholz gehabt und nun zum Austrocknen in der Stube ausgelegt. Auf das Bett, auf das Sofa, einer hing sogar über einer Stuhllehne. Wären es nicht auch gar so große „Blachen“ gewesen, es hätten können „Fazenetli“ (Nastücher) sein, so schön weiß waren sie und so gleichmäßig dünn ausgewalgt. Es war grad eine Lust, wenn man die großen runden Teigräder sah, und man mußte die Kunst der Karoline ehrlich bewundern.

Bei dieser Arbeit war sie aber am liebsten allein, und sie hatte ihren Mann, den Ferdi, beizeiten abbüschelt gehabt. Was der sich indessen nicht zweimal hatte heißen lassen. Und nur die Pünktlichkeit der Heimkehr hatte sie sich ausbedungen. Die hatte denn auch der Ferdi versprochen.

Jetzt begab sich die Karoline schon ans Schneiden. Sie rollte Blätz um Blätz wie einen Becken zusammen und „rätisch — rätisch — rätisch!“ gletschte das Messer bhäb an den Fingernägeln vorbei an der Teigroll 'nab und stieß auf das Brettholz: „rätisch — rätisch — rätisch!“ Es war wiederum eine Lust, wie die Nudeln an der Teigrolle 'nabreiten und noch gleich auch über das eingemehlte Nudelbrett hingeschottert wurden, ohne daß auch nur ein einziges am andern hing. Man mußte die Kunst der Karoline ehrlich bewundern. „Denne“ auf dem Herd strodelte schon das Wasser zum Nudelsud.

Item trat der ausgeschickte Ferdi mit einem „Hut auf sieben Schoppen“ ein. Er war also pünktlich. Und er sang und pfiß, als wär' er allein. Da hatte er auch richtig mit seinem lauten Eintritt das Bütschelkindli, wo in der Kammer seinen Verdauungsschlaf schlief, aufgeweckt. Wenigstens setzte zu gleicher Zeit ein unbändiges Hüleren ein.

Das fehlte nun der Karoline gerade noch. Die Nudeln wollten noch fertig geschnitten sein. Auf dem Herd strodelte bereits das Wasser. In der Stube stand schon der Mann. Und jetzt noch das Schreien von dem Kind!

„Siebe Händ sollt mer am Sunntig dermorge

ha,“ belverte sie los. „Gang, lug du emol nach dem Chind. Du häst es usg'wecket, du kammst es jetzt eineweg an wieder einschläfle.“ Wohl, die Karoline dirigierte ihren Mann.

„'s wurd naß ha,“ suchte aber der Ferdi an dieser ihm scheinets nit kummod liegenden Arbeit vorbeizukommen.

„So mach's trocke!“ flog ihm ein weiterer Wortbrocken zu, und alsogleich die Gebrauchsanweisung auch: „Nimmst einfach en Blätz, wo neumets hange wird, und legst ihn untere. I han jetz kei Zit. Soviel siehst doch an. Und esse wit doch an in der Zit.“

Der Ferdi sah alles und hörte alles und war jetzt eineweg zu jedem Tun bereit. Er langte, wie geheizen, einen Blätz, wo da zunächst über einer Stuhllehne hing, und schob ihn tren und brav dem Kinde unter, auch wie geheizen.

„Schlagest's ihm um die Weiner, daß es sei' Bettli nit versauet!“ rief ihm noch die alsosofort gar wefrig ihre Nudeln schnäselnde Karoline zu, im Herzen froh, doch eineweg eine so willfährige Hilf zu haben.

„Häsch sie nit g'wäsch, die Blätz, daß sie so stärrig sind? — Siter wenn tuat mer die Windelplätz an noch pudere?“ Der Ferdi rief's, aber die Karoline achtete nicht auf das Gerufe. Sie suchte soeben ihren fünften Nudelplätz. Wo sie ihn aber nicht alsogleich fand, gab sie sich auch so zufriedener, in der Meinung, sie habe ihn schon geschnitten. Und das war ihr gleich noch lieber, und sie richtete hopplahopp ihr „Hausmacher-



„Ums lauffig Gotts Wille, was hät des Chindli numme für en wisse Stuehl?“

nudelsüppli“ an. Sodili! Jetzt konnte es wieder ansheilen.

Und der Ferdi machte sich auch gleich drüber her, froh, das Chindli beschwichtigt zu haben. Indessen hülerete dasselbig aber schon wieder, und jetzt gar mehr als zuvor. Der Ferdi war

seiner guten Arbeit gewiß; wie dieses Süppi gut war, und um keinen Preis der Welt war er vom Süppi abzubringen, wo er schon gar geschäftig löffelte.

„Soli — soli!“ gutschte da die Karoline schnell die Wagle. Aber das Kind schlief merkwürdigerweise eineweg nicht. „Trucke gelegt und Bäckli gha und doch kein Schloß?“ Die Karoline schüttelte den Kopf und sah nachdenklich in die Wagel. Das Ghindli wälzte sich jetzt schon, als läge es auf Nadeln.

Da lugte sie doch nach, und hatte zugleich einen Schrei. „Ums tausig Gotts Wille, was hät des Ghindli numme für en wisse Stuehl? — Und — ums tausig Gotts Wille, wo hät's nummen an den Hufe her? — En Windlebläs aber ich jo gar keiner do?“ hatte sie gleich Frag um Frag.

„Kein Windlebläs — ich do?“ Der Ferdi hörte es. Das wär' doch zu merkwürdig. Da ging's ja grad um seine Ehr. „Zawohl do!“ Und er stand auch wieder an der Wagle.

„Un wien er bröckelig ich, der Stuehl? — Die reinste Kiebeli sind's. Jesses!“ hatte sie da einen neuen Schrei, und sie luegte zum Ferdi auf. Und jetzt auch sah sie erst, daß der weiß war wie ein Müllner über das ganze Brusttuch hin. Damit wußte sie nun freilich auch, wo der fünfte von ihr so gesuchte Nudelbläs hingekommen war. Und daß sie sich doch nicht hatte verzählt gehabt. „O ihr Mannvölker, euch mueß mer öppis heiße!“ entließ sie ihre „Sonntags-Siebenichoppenhilf“. Und erst nach einem langen Explikato ging dem Ferdi ein Licht auf, warum er also war von ihr zum Dank auch noch abkomplimentiert worden. Dann aber lachten sie beide einen Schollen und lugten grad noch einmal die Kiebeli an, wo doch Nudeln hatten werden sollen. Aber so kommt's, wenn man Nudelbläs für Windelbläs anlugt — unterm Hut auf sieben Schoppen.

Gespensterfurcht.

Habt keine Angst! Ich will keine Gruselgeschichten erzählen. Der Mensch von heutzutage ist ja so aufgeklärt. Der weiß nichts mehr von Gespenstern, die um Mitternacht um die Grabsteine verlassener Kirchhöfe tanzen. Wir lachen über die Altweibermärchen. Obwohl ich manchen kenne, der am Tag über diese Gespenstergeschichten lacht und doch bei nächtlicher Dunkelheit durch keinen Wald gehen mag, weil es ihm so „unheimlich“ ist und er aus jedem Busch ein feuriges Auge herausglohen sieht.

Ganz insgeheim steckt die Gespensterfurcht doch noch vielen Leuten in den Knochen, die wunder wie geseheit sich dünken. Und die vielen Neunmalweisen, die über die Gespenster lachen,

halten doch alles Mögliche vom Tischrücken und vom Bleigießen und von allerhand Unsinn, hinter dem wirklich nichts ist.

Aber — wie gesagt — ich will keine Geschichten von Nachtgespenstern erzählen. Sondern von Gespenstern, die am hellen lichten Tag umgehen und über uns alle eine unheimliche Gewalt haben. Mehr als wir denken. Mehr jedenfalls als uns lieb ist, und mehr als gut ist.

Kennt ihr diese Gespenster? Nun, ich will euch von ihnen etwas erzählen. Es war im Monat April. Alles blühte und grünte in tausendfacher Herrlichkeit. Da kam ein kalter Wind über die Berge herein in unser Tal. Und am Abend ward es klar. „Frostgefahr!“ so riefen wir uns zu. Eine von meinen Bekannten schloß die ganze Nacht nicht. Alle paar Stunden stand sie aus dem Bett auf und schaute nach dem Thermometer, der vor ihrem Fenster hing, und je tiefer die Quecksilbersäule sank, um so tiefer sank ihr das Herz. „Was wird werden? Alle die herrlichen Blüten verdorben! Kein Obst im Herbst! Wovon sollen wir leben?“ so jammerte sie. Am Morgen stand das Thermometer auf einem Grad über Null. Der Frost war nicht gekommen. Kennt ihr das Gespenst, das die Arme gequält hat? Es war die Sorge um den kommenden Morgen, eine Sorge, die auch nicht den geringsten Sinn gehabt hätte. Ihr sagt: „Aber, es hätte doch wirklich einen Frost geben können?“ Ja gewiß! Aber wäre er dann weniger hart geworden, weil die Arme sich um ihn geängstigt hat? Wäre ein einziges Blütlein am Baum verschont geblieben, weil sie nicht geschlafen hat? Nicht wahr, ihr lacht! Und doch — Hand aufs Herz, macht ihr's nicht alle so?

Gespenster — das sind alle die Fragen, die uns Tag um Tag umtreiben, und die heißen: „Wie wird's werden, wenn das kommt oder wenn jenes nicht kommt? Wie mache ich's, wenn ich krank werde und nichts mehr verdienen kam? Wie mache ich's, wenn der Geldbrief verloren geht, den mir mein Bruder aus Amerika angekündigt hat, wo doch so viele Geldbriefe gestohlen werden und am Ende der meine einem Frechen in die Hände fällt, der ihn für sich behält?“

Ich kenne eine Menge Leute, die geradezu eine Kunst darin besitzen, sich alles mögliche Schreckliche auszumalen, sich auf alles mögliche gefaßt zu machen, das ihnen die Peterfilie verhasgeln kann. Nur um dann erleichtert aufzuatmen, wenn das Schreckliche nicht eingetroffen ist. Oder — wenn es doch so kommt — den billigen Triumph zu haben, daß sie sagen können: „Habe ich's nicht voraus gewußt? Gelt, ich habe Recht gehabt?“

Vor allem in Zeiten, in denen es einem so recht gut geht, fangen die Armen an zu stöhnen: „Mir ist wie eine dunkle Ahnung, daß jetzt etwas recht Schweres kommen müsse. Es geht mir zu

gut. So kann es nicht bleiben!“ Wie Leute, die unter dem blauen Himmel gehen und ängstlich überallhin schauen, ob nicht irgendwo eine Wolke aufsteige, die all die Herrlichkeit zerstören könne. So haben es die alten Griechen gehabt, die in solchen Glückszeiten sagten: „Mir graut vor dem Reid der Götter! Die können es nicht sehen, daß es einem Menschen gut geht. Sie fahren dann erst recht über ihn her und schlagen ihn zu Boden!“ So stecken wir alle noch mitten im alten Heidentum drin, obwohl es bald zwei Jahrtausende vergangen ist.

Und sie springen, wenn sie von ihrem Glück erzählen, gleich an den Tisch und klopfen drauf und sagen: „Unberufen! Unberufen!“ als ob man den Götterfluch von sich abwenden müsse, der wie ein schweres Verhängnis über dem Menschenleben schwebt!

Ist das nicht eine Gespensterfurcht, die noch vielhundertmal schlimmer ist als der alte Aberglaube an die Unholden, die des Nachts durch die Welt schweben und die Menschen bedrohen?

Denn diese Gespensterfurcht, so töricht sie ist und so wenig ein ruhiger Mann sich ihr überliefern sollte, hat es an sich, daß sie einen lahm und matt macht. Sie ist wie der Vampir, von dem die Alten erzählten, der sich nachts auf die Schlafenden setzt und ihnen das Blut aus den Adern saugt. So saugt sie die harmlose Lebensfreude aus der Seele heraus. „Präge dir's tief ins Herze ein — Gott will, auch du sollst glücklich sein!“ hat ein Dichter gesungen. Das ist ein anderer Klang als dieser Jammerton von „dem Reid der Götter!“ Es ist die lauterste Wahrheit: Wir sind dazu da, um glücklich zu sein, nicht dazu, daß wir mit einem ewigen Leichenbittergesicht herumlaufen. Aber wer die Gespensterfurcht in den Knochen sitzen hat, der kann keine Rose blühen sehen, ohne von dem Wurm zu reden, der die schöne Blüte zerfrisst. Der geht über ein Getreidefeld und jammert vom Hagel, der es zerschlägt. Unsere Vorfahren haben ein tief sinniges Märchen über diese Gespensterfurcht gedichtet, das ist das Märchen von der „klugen Else“, die einmal in den Keller geht und in dem Kellergewölbe eine Kreuzhacke eingeschlagen sieht. Da fällt ihr ein: Es könnte sein, daß ich einmal ein Kind habe, und das könnte da hinunter gehen, um Wein zu holen, und dann könnte die Hacke sich loslösen und auf das Kind schlagen und es erschlagen. Und dann fängt sie an zu weinen und vergißt alles, was sie im Keller hat tun wollen, und ihre ganze Familie kommt nach und nach in den Keller und weint mit ihr zusammen über dieses Unglück, das einmal sich — ereignen könnte. Statt daß sie die Kreuzhacke aus dem Gewölbe nehmen und so alle Gefahr für immer beseitigen.

So dumm ist die Gespensterfurcht vor dem, was kommen — kann. Sie sieht nicht, was gesehen muß, um die Gefahr unmöglich machen

zu können. Sie sieht nur die Gefahr, die irgendwo in der Luft schwebt.

Beg mit dieser Gespensterfurcht! Es gibt ein ganz einfaches Mittel dagegen. Es hat mir's mein Vater verraten. Der hat mir einmal gesagt: „Komme, was kommen mag, ich halte es mit dem römischen Dichter: bewahre dir den Gleichmut in den schwersten Lebenslagen!“ Ja, das ist das Geheimnis. Der Mannesmut, der weiß: Ich bin dazu da, daß ich überwinde, was über mich kommt, indem ich es tapfer trage! Und dann haben wir so viel mit dem Tag zu tun, der heute angebrochen ist, daß wir gar keine Zeit haben, uns darüber zu befinden, was morgen und übermorgen ist! Stelle deinen Mann auf deinem Platz, dann wirst du Meister auch am bösen Tag.

Ein kluger Mann hat einmal geschrieben: Wir müßten alle etwas von Abenteuerermut an uns haben. So wie die alten Seefahrer im Mittelalter, denen man sagte, am Äquator sei das Meer wie Gallert, daß die Schiffe nicht durchkönnten, sondern stecken bleiben müßten. Da sagten sie: „So? Das müssen wir einmal sehen!“ Und sie fuhren hin und fanden, daß das ganze Geschwätz ein Fabelgedicht war. Und sie entdeckten das Kap der guten Hoffnung und fanden den Weg nach Indien. Weil sie — keine Gespensterfurcht hatten. So muß ein rechter Mann es machen, wenn man ihm vorerzählt, welche Schrecknisse über uns kommen werden. Der hat nur eine Antwort: „So? Das will ich einmal sehen, wie ich mich dann bewähre!“ Und ich bin gewiß, ich werde meinen Mann stellen!“

Es ist die rechte Tapferkeit, die von jeher alle Gespenster verscheucht. In meiner Kindheit lagen wir Geschwister zusammen in demselben Schlafzimmer. Da wachte eine meiner Schwestern auf und schrie ängstlich: „Es hat etwas ans Fenster gepocht. Sieh dort, es ist ein Arm, der sich vor dem Fenster bewegt!“ In der Tat, es schien, als ob in dem hellen Mondlicht ein Männerarm an das Fenster schlug. Da sprang ich auf und öffnete das Fenster. Was war's? Die Mutter hatte meinen Rock zum Auslüften vor das Fenster gehängt und ein starker Wind hatte sich erhoben, der den Ärmel des Rockes hin- und herbewegte, daß er ans Fenster streifte. Wir lachten alle hell auf. Pocke das Gespenst am Rockzipfel und es erweist sich als das, was es ist: ein Nichts! Alle die Sorgen, mit denen wir uns herum-schlagen, werden zu großen Nichten, wenn ein rechter Mann ihnen auf den Leib rückt.

„Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“ — ich denke, ihr kennt das Sprüchlein. Es ist die beste Medizin gegen die Gespensterfurcht; wir sind dazu da, etwas zu schaffen, aber nicht dazu, daß wir uns ängsten. „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein!“

Merkt's euch, wenn es noch tiefer hineingeht

in die deutsche Not. Die Not ist dazu da, überwunden zu werden. Und wo das Herz auf dem rechten Fleck ist, da wird sie überwunden. Das ist so gewiß wie das Einmaleins!

Die heilsame Wasserkur.

Ein G'schichte zum Lachen von Paul Körber, Waldshut.

Sfür „Huusmittel“ hatte der Findan immer geschwärmt. Vorab wenn's nix kostet. Was nicht ausschloß, daß die Einsparung auf der einen Seite von einer Verschwendung auf der andern überholt wurde. Wohl, der Findan war ein Ober-schlaule. Aber einmal hat's ihn eineweg „klystiert“, und sell kam so:

„Gang,“ sagte sein Hausgesponst, die Rosine, eines Tags, „hol ein Muusmittel biim Krämer, ehvor sie ein uffresse, die Raibe. In der Schloßkammer ist es schon gar kein Ushalte mehr.“ Und sie druckte ihm noch ein „Fuzgerle“ in die Hand, was sellmal noch ein anständig Stueck Geld war, und büschelte ihn zur Türe 'naus. „Du biischt ja hüt doch zu nix g'schitem mehr nutz,“ hatte sie ihm noch nachgerufen.

Und sie sollte es nur zu sehr erfahren, daß er zu nix geseitem nutz war an dem Tag. Der Findan, seines Handwerks ein Schreiner, sonst aber ein großer „Gluri“ vor dem Herrn, hatte nämlich bereits einen Sarg geliefert. Nach diesem Sargliefern mußte jedesmal „sell Tödtel“ mit einer Gurgelschwenke wiederum „abtötet“ werden, was man sonst gemeinhin ein „Löten“ nennt. Und dermal war es recht reichlich ausgefallen.

In diesem Zustand und mit obigem Auftrag tappte nun der Findan an den Felix hin, wie der in seinem Gartenstück in einemu Wasser in ein Erdloch schüttete.

Der Findan lugte einen guten Klug diesem ihm vorerst rätselhaften Tun zu, dabei sein Fuzgerle im Hosensack umeinander drillend. Denn daß sell für ein Muusmittel herhalten sollt, wo doch gewiß ein Huusmittel den gleichen Dienst tat? Jetzt fragte er den Felix doch: „Zu was au schüttet mer sell Wasser in sell Loch?“

„Für di Müüs, daß sie versunfen“, machte der Felix Kurzschluß und schüttete alsofort sein Wasser weiter in das Loch.

Da schuuderte es den Findan eineweg mächtig. „Je Gott! wenn er soviel Wasser müeßt schlucken einmal? Ein Bier und einen Brennts wohl, aber ein Wasser? Brrr!“

Zudem kam wahrhaftig eine versoffene Muus („muustot“ wie der Findan feststellte) herangeschwemmt. „Kumod“ meinte er da befriedigt, in seinem Hirni schon einen Steg schlagend nach dem Muusmittel hin, wo er ja noch zu bejorgen

hatte und darum ein Fuzgerle im Sack trug. „Und so macht es bei allen Löchern?“

Dem Felix war diese Fragerlei offenbar gleich zu dumm. „Bei Naslöchern und bei Kämilöchern nit, Simpel, dubliger! Bei den Muuslöchern all.“

Der Findan wußte trotz dem Simpel und Dubel eineweg, was er wissen wollt'. Das war grad eine Musik für sein Ohr. Und dieses „Huusmittel“ kostete nicht einmal ein „Füferle“ geschweige ein „Fuzgerle“, vielmehr nummen eine „Seiherkanne“ und ein Wasser, weil es halt auch das Universal-Huusmittel aller Huusmittel war.

Nachdem er nun auch dieses im „Vorschuß“ eingesparte Fuzgerle bereits verkümmelt hatte, faßte er Seiherkanne und Wasser gleich beim Hausbrunnen und schleppte sie alsogleich in einemu Schwung die Stiegenstapel nauf, in die Schlafkammer nein, so schlecht und so recht es in seinem Zustand ging. Und alsogleich schüttete er auch frischweg, wie er's beim Felix gesehen, das Wasser in die Muuslöcher da umeinand, wo es da ihrer soviel gab wie Löcher in den Socken einer Schürebürzlerbande. Und damit es nun ja hatte, stellte er seine Kinder auch noch an. Den Wilhelm, den Karli und die Kätter.

Die waren natürlich mit Herz und Seel' dabei. Sonst gab es beim geringsten „Glutteren“ eine Schelte, und hier wurden sie sogar aufgefördert dazu. Die Kinder schleiften, schütteten und guckten zugleich mit ihren Guckpillen wie Häftlmacher in die also beschütteten Muuslöcher. Und es kamen alle an die Reihe, mit Waschlavor, Hafen und Häfeli nun auch noch, wo bei der Gelegenheit auch mal zu einer Schwenke kamen. Und das Lugen verlohnte sich ebenfalls. Eben brüllte der Findan in seinem Aff: „E Muus rennt, e Muus“ — doch es schwamm ein Socken in der brunnen Bodenbrüh. Eineweg gab sell bei den Kindern ein Lachen.

Schließlich kam aber doch eine Muus, eine richtige, wirkliche Muus. Sell gab nun gleich ein Grampol in der Kammer. „Haut sie tot, haut sie tot!“ brüllte der sich immer mehr ereifernde Findan. Die Kindle juchzten, als steckten sie am Messer. Da kamen gar Müüs aus allen Löchern kräbslet. Die Duben stampften mit ihren Schuhen, erwischten aber nit ein Schwänzle. Das war ein Gaudi, ein Ludridum. Ein Remen und ein Gejage, ein Mordsgrampol. Die reinst' Treibjagd.

Aber auch auf der Stiegenstapel war's derweil laut geworden. Jetzt gar tat sich die Tür auf und es gab einen Schrei. Dann verspurte merkwürdigerweise der Findan einen Schlag, daß er nummen so tockelte. Er glitschte und lag richtig in der Schwimbrüh. Doch kaum konnt' er brüllen: „I versunf, i versunf!“ da ward er schon wieder am Wickel gepackt. Und wie g'schwind g'schnell er jetzt die Stiegenstapel 'nab kam, sell wußt er gleich gar nit. Dabei bollerten Worte

auf ihn ein, wie „Dübel, Simpel, Rindskopf, Esel! Zit jek sell das Münsmittel, worum ich dich fortgeschickt hab?“

Der Findan wollt' eben zu einer Verteidigungsred ausholen und sich auf den Felix beziehen. Aber nur für den Bruchteil einer Sekunde, dann stand er wie festgedonnert. Er machte Augen wie Frohsaugen, wie Stieraugen im Antenschmalz. Sein Mund gar hielt in einem zu Affen feil, so war er am Gaffen. „Wa ick jek an daaa?“ mehr brachte er nicht über die Lippen. Denn in die Haseler Tropfsteinhöhle

sah er sich versetzt. Oder in einen Bau nach einem gelöschten Brand. Und das alles mußte früher einmal doch seine, des Findans Wohnstube gewesen sein, wenn er nicht ganz verrückt war.

„Hei-de-gal-le!“ dämmerte ihm da erstmals sein Mordstreich auf. Dann tropften aber schon wieder Wasser und Lettenbollen auf ihn ein.

Der Findan stand wie vom Schlag gerührt. Aber wiederum nur einen Augenblick.

„nüs, wo kein Loch ist,“ dachte er dann und wollte aus-

reißen, und wenn es in ein Wasser sei; aber fort von dem Wasser und von der Sauerei.

Es war aber auch die höchste Zeit, denn nun teigten ganze Lettenblachen auf ihn 'nab, denen er gar nit geschwind genug ausweichen konnt'.

Er riß dieserhalb schnell an der Tür. Heidegalle! Er riß und traktierte sie mit Dritten. Wer aber nit aufging, sell war die Tür. Und er hatte doch eben noch Einlaß durch sie genommen, wenn auch unfreiwillig? Durch dieselbe aber vernahm er gar lieblichen Gesang, wie eineweg kein Münsgefang war. „Verjoffe bißcht schu all gfi, jek kannscht weze mie an verjuuse“, lautete vielmehr das Urteil, wo gegen

ihn gesprochen ward und er zur Buße jetzt also wirklich gefangen gesetzt war.

Eben wollt' er zu einer saftigen Verteidigung ausholen, da konnt' er sich wiederum nit schnell genug in ein Eck verkriechen; denn gar ein Wolkenbruch tat sich über ihm auf. Und so kroch er bald auch von Eck zu Eck. Schließlich, um seines Lebens sicher zu sein, kroch er unter die Ofenbank. Der Noah war in der Sündflut auf einen Berg gestiegen, der Findan verkroch sich in seiner Sündflut unter die Ofenbank.

In der Lage hörte er nun zugleich über sich ein zweites Gericht, das sich an seinen Kindern vollzog.

„Hättet ihr nit könne gescheiter sein, wo der Batter so ein Simpel ist!“

Alles weitere freilich ging unter in der „Widerpenstigen Zähmung“ da über ihm. Und er war doch der Batter zu dene Kind' und war der Schuldige — jetzt aber verkrochen unterm Ofenbank.

Und jetzt überkroch ihn zugleich das arme Tier. Sein Gewissen erwachte. Er fühlte sich schuldig. Schuldig dem Murrer gegenüber, wo den Blavon doch wieder werd

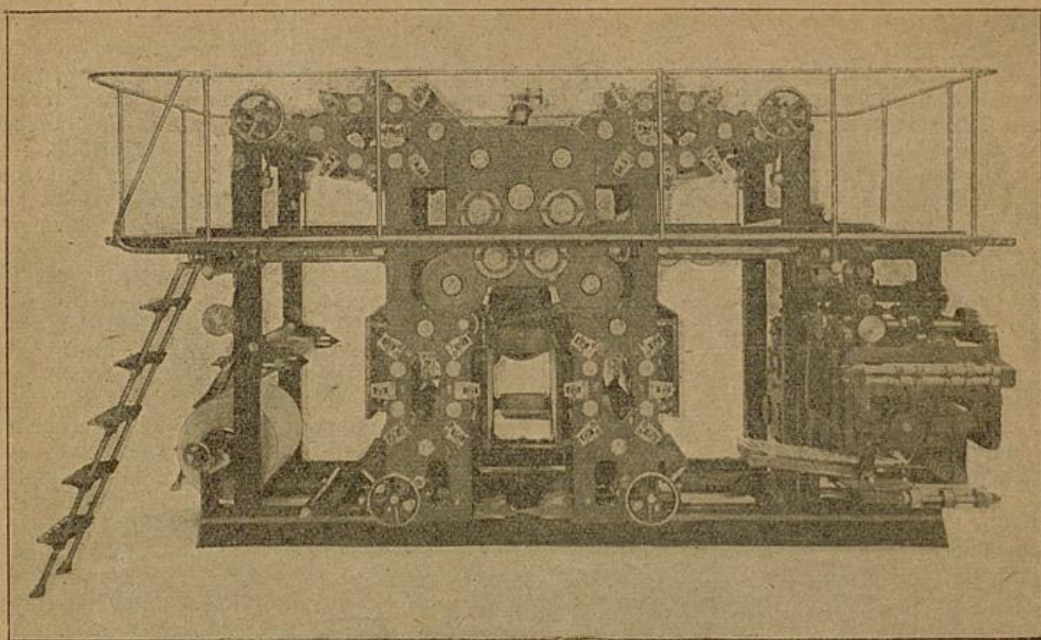
„nansipse“ müsse? Und so mußte er jetzt und künftig und alle Tag sell Wasser sufen, vor dem es ihm beim Felix im Dranhinlugen so g'schuderet hatte; denn ein Bier und einen Schnaps trug es ihm künftig auf Gedanken nit mehr. Und sell war jetzt sein größter Schmerz, gegen den selbst die vonseiten seiner Rosine zu erwartende „Nachbehandlung“ nit aufkommen konnt', und dieselb konnt' doch gewiß energisch sein und hatte ihren Willen.

Der Findan hüülte wie ein Schloßhund. Er saß ja auch hinter dem Schloß.

So konnt' am End das „Münsmittel“, wenn es auch als ein „Münsmittel“ in der Anwendung von bedenklichen Folgen war, in seinen



„Saut sie tot! haut sie tot!“ brüllte der sich immer mehr ereifernde Findan.



Einrollen-Notationsmaschine

für zweifarbigen gleichzeitigen Druck auf Vorder- und Rückseite, mit Falzapparat, geliefert für den Druck von Kalendern des Lehrer Sinkenden Boten im Jahre 1923 von der M. A. N. (Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G.), Werk Augsburg.

Folgen für den Findan als ein „Gruusmittel“ dennoch von heilsamer Wirkung sein. Denn daß es ihm fernerhin vor jeglichem Wasser grauste, wer will's bezweifeln? Dergestalt war es sogar eine heilsame Wassertur.

Napoleon I. und das Werk der Frau von Staël.

Napoleon I. hatte bekanntlich ein wachsameres Auge über alle Druckschriften und suchte alles zu unterdrücken, was seiner Despotie auch nur im geringsten nachteilig werden konnte. Als das berühmte Werk der Frau von Staël über Deutschland in Paris erschien, entspann sich zwischen Napoleon und dem Generaldirektor der Druckereien folgende Unterredung:

Napoleon: „Was gibt es Neues in Ihrem Departement?“

Direktor: „Kleinigkeiten und das neue Werk der Frau von Staël.“

Napoleon: „Was sagt sie von mir?“

Direktor: „Nichts, Sire, durchaus nichts; ich habe alle sechs Bände durchgelesen.“

Napoleon: „Eine Zeitgenossin von dem Rufe der Frau von Staël, die nicht offenbar gut von ihrem Gebieter redet, denkt im stillen schlecht von ihm; unterdrücken Sie das Buch!“

Das Werk ward eingestampft, und die Verfasserin mußte das Honorar von 20000 Franken und die Druckkosten von 6000 Franken ersehen.

~

Gedanken weiser Männer.

Kopf ohne Herz macht böses Blut;
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeih'n,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Bodenstedt.

*

Es ist schlimm, daß die Menschen Gott nicht kennen, aber weit schlimmer ist, daß sie als Gott anerkennen, was nicht Gott ist.

Lactantius.

*

Beides, was wir Glück und was wir Unglück nennen, ist uns gleichmäßig von Nutzen, wenn wir das eine und das andere als eine Prüfung ansehen.

*



Das Kreuz in der Dachshäng'.

Erzählung
von
Anton Schott.

Am sternklaren Morgenhimmel kündigt ein schwacher Lichtschein den kommenden Tag. Dunkel und Duster breitet sich noch über die Erde, füllt Höhe und Täler und legt sich über Wege und Pfade, und wie aus schwarzer Kohle geschnitten heben sich der Waldberge Kuppen und Rücken vom Sternenhimmel ab.

Trotzdem aber stapft schon einer mit schweren Tritten des Weges dahin, der über die Dachshänge zu Tale führt und von den Bergeshöden hinunter in die Dörfer und ins Städtlein. Noch regt und rührt sich nichts in Gefild und Gehänge um und um; selber die Verchen ducken sich noch hinter die festgefrorenen und reißüberhauchten Schollen des Feldes und schlafen. Nur ab und zu stoßt einer der schwergenagelten Schuhe oder die Eisen Spitze des Steckens an einen Steinknollen, daß die Funken stieben, und des Mannes Tritte hallen zeitweise durch die Stille der schwindenden Nacht.

Lichter und lichter wird es am Morgenhimmel, und über den dunklen Berggrücken erblissen allmählich die Sterne. Das Grauen des vorrückenden Morgens legt sich mählich über die reißbedeckten Hänge, und in Feld und Hag melden sich die ersten Vögel.

So ein herbfrischer Auswärtsmorgen*) legt sich einem wie alles heilender Balsam auf Leib und Seele, aber der über die Hängen Hinwandernde kreißt von Zeit zu Zeit schwer und hart auf, wie wenn sich ihm eine Zentnerlast auf Brust und Atem legte.

Wo sich der Weg steil gen Tale senkt, steht ein ragend Holzkreuz. Ein verrostet und von Wind und Wetter ganz abfarb gewordenes Christusbild klappert daran im Morgenwinde, und die Ranken und Dornen einer am Kreuzholz emporklimmenden Wildrosenstaude kraspeln kreischend an dem rauhfrostigen Bleche. Des Morgens rötlicher Schein umhaucht Wegkreuz und Dorngeranke, und der Mann bleibt davor stehen, zieht den verknüllten, schäbigen Hut und faltet die Hände zu inniger Bitte.

„Ich bitte dich: hilf mir heute!“ preßt er

*) Frühlingsmorgen. Auswärts = Frühling, die Jahreszeit, wo es aus dem Winter auswärts geht.

*) hrer Hintender Vote für 1924.

halblaut und kiesrauh heraus. „Weißt eh', wie alles ist und ausliegt, und daß sie mich ganz und gar verdrücken wollen. Hilf mir! Mußt ja selber wissen, wie es ist, wenn einem so ein Geniste aufstößt und man sich nicht helfen kann dawider. Und recht habe ich; dawider gibt es nichts, und das wirst du auch wissen. Wenn es richtig zuginge, müßt' ich so wie so und ohne andere Hilfe auch gewinnen, aber . . . trau' einer! Lumpen gibt es überall und beim Gerichte auch. So bitt' ich dich halt: Hilf mir du! Und du mußt mir helfen, weil ich recht habe . . . Hörst? Hast mich gehört?“

Kein Zeichen deutet, ob die Bitte ein willig Ohr gefunden und der Hilfejuchende einen Helfer. Das verrostete Blech des Christusbildes klappert nach wie vor am Kreuzholze, und das Dorngeranke darum her kraspelt und knirscht am Bleche.

„Du mußt mir helfen. Hörst?“

Und dann stülpt er den Hut wieder auf den Kopf und stapft des Weges weiter. Aber noch in währendem Gehen murmelt er einige Male vor sich hin: „Du mußt mir helfen, hörst: du mußt. Sonst geht es wieder so . . . windverdrehet her wie . . . halt früher auch.“

Die Hänge hinab wölbt ein haushoher Buchenjungwald sein kahles Astgewirre über den Weg, und raschelndes Laub liegt seit dem Herbst über Steig und Fahrgeleisen. Wie auf weichem Polster geht einer da dahin, und nur hie und da rutscht und gleitet ein Tritt über eine der Baumwurzeln.

„Du mußt mir helfen, weil . . . sonst alles wieder lauter Nichts wäre. Der Lump ist gestern schon fort und . . . verschmiert etwan wieder die ganze Geschichte.“

Er zieht den Pfeifenstummel aus der Tasche, stopft und zündet an in währendem Gehen, und selbst in währendem Anzünden noch murmelt er: „ . . . Du mußt mir helfen.“

Dann steigt einmal die Sonne über die Berggrücken empor, und ihre Strahlen fahren wie glühende Drähte über das noch winterkahl Geäste des Buchenwaldes, und fibern über Laub und Boden, huschen um die abfarbe Gewandung des Mannes und zeitenweise über das von leichtem Bart unrahmte Gesicht, das dann wie auf einer Seite glühend ansieht.

Im Städtlein drunten schlägt die Kirchenuhr, und des Wanderers Schritte werden zusehends länger . . . Das fehlte gerade noch, daß er zu spät zur Bahn käme und schon deswegen die ganze leidige Geschichte verspielt! Uebersehen ist auch verspielt, sagt man, und veräumt gilt gerade so viel. Wenn er nicht noch dies und jenes hätte verrichten und wegarbeiten müssen! Aufgestanden wäre er eh' zeitig genug. . . . Aber das Leut, die Kathel, ärgert und fränkt sich wahrhaftig noch zu Tode ob des ewigen

Anfriedens mit der Nachbarschaft und der nicht abreißen lassen. Wenn er jetzt auch wieder verpielen würde, wäre . . . der Teufel wirklich höllisch. Aber nein; er ist im Rechte, er muß gewinnen, und der Herrgott muß ihm helfen, er muß, wo er doch die ewige Gerechtigkeit selber ist. Und gebeten hat er ihn auch eigens noch einmal und erinnert. Da kann also nichts fehlen. Wer auf Gott vertraut und so weiter . . . Und er, der Michel, hat ihm den ganzen Hundesprozeß anvertraut und ihn zu seinem Verteidiger und Helfer erkoren.

Es ist, als ob ihm ein gut Stück leichter würde, und er hört sogar das Flöten und Schwegeln des Schnerers (Drossel) und das Trillern der Lerchen in den Lüften. Aber schlauen darf er sich's trotzdem lassen, sonst fährt ihm die Eisenbahn davon, und da köunt' ihm auch der Herrgott nicht helfen. Verjäumt ist auch verpielt, und wer nicht da ist, sticht nicht.

Im Städtlein unten rennt ihm der Torschmied über den Weg, ein guter Bekannter und Freund aus der ledigen Zeit und ein Geschwisterkind der Kathel.

„Wo aus, Michel?“

„Hm!“ pfaucht der in seiner Angewohnheit.

„Auf die Bahn.“

„Wohin?“

„In die Kreisstadt.“

„Leicht gar wieder . . . Prozeßtag?“

„Hm! Was denn sonst? Wirst ja gar nicht fertig mit so einem Gelumpert. Kaum reißt der Faden an einem Orte ab, so spinnt er sich daneben schon wieder an. Aus der Haut köunt' einer fahren, oder . . . wenn er etwas hüzig wäre . . . zum Mörderer werden.“

„Ich an deiner Stelle täte mich da gar nicht lange ärgern und mir selber das bißel nötige Leben verbittern. Verkaufen und ein ruhigeres Plätzlein suchen. Die Welt ist keine Hühnersteige, und überall steht mit den Füßen auf der Erde, hast den Himmel über dir und die Hände voll Arbeit, wenn du arbeiten magst.“

„Eh' wohl, wär' eh' geradejo. Aber diesmal muß er verpielen, der Malefizkund'. Ich bin haushoch im Rechte, und . . . und wie ich halt gesagt habe.“

„Wünsch' dir also Glück!“

„Ist zu brauchen, aber . . . es kann nichts fehlen . . . meint man.“

In aller Hast stapft er durch das noch halbverschlafene und morgentille Städtlein und dem Bahnhofe zu, und kaum hat er seine Fahrkarte, kommt ein etliche Händler, die lediglich von Geschäften, von Preisen und Gewinnen reden, und ein krummnaziger Jude schimpft über die

Patentdeutschen und Antijemiten und ihr „verbrecherisches“ Wollen, was nur das Zeug hält. Dazwischen mengt sich mancher Scherz und Spott, der den Michel, den Rindlauer im Pechgraben hinten, sonst wohl ein bißel interessiert hätte, aber heute findet er nicht einmal rechtgeschaffen Zeit, auf die Leute und auf ihren Schwatz zu merken. Er muß den Prozeß gewinnen, sonst geht die halbe Hütten in Kosten auf. So und so viel Gerichtskommissionen schon, so und so viel Verhandlungen bereits im Gerichtstädtlein, der Lump hat immer seinen Advokaten, und . . . die Herren wissen, was sie verlangen müssen. Und das alles wegen eines leidigen Fahrrechtes über des Wurzers Bachwiese. Nicht einen grünspanigen Groschen wert, das ganze Herumstreiten, aber . . . der Sepp, der „Wurzer in der Wiese“, wie er mit dem Hausnamen heißt, hat einen Prozeß daraus gemacht, der dem Verspielenden das halbe Anwesen kosten dürfte. Eigentlich wird sie, die Rosel, die Sache angezettelt haben, und der Sepp muß halt bellen, wie er gehekt und geführt wird, und er . . . bellt auch. Er, der Rindlauer, hat sonst keine Zu- und Abfuhr von seiner Bachwiese als wie über des Wurzers Wiesenspiß. Durch die Luft kann er weder den Dünger hinbringen noch das Heu wegfahren; er muß über festen Boden. Und das will man ihm wehren. Ein Unsinn, aber es ist ein Prozeß daraus geworden. Erst hat es sich um Zu- und Abfuhr gehandelt; aber nachdem einige Zeugen als Gedenkmänner angegeben, daß all ihrer Lebtag die Rindlauer Heu und Grummet von der Bachwiese über des Wurzers Wiesenspiß abgefahren, und daß jeder Grund sein Fahrrecht haben müsse, hat sich der Zochen auf die Zufuhr versteift, um den Prozeß weiterführen zu können. Düngerfuhren ließe er keine über seinen Grund und Boden und justament einmal nicht, und selbst die Abfuhr wäre noch lange kein Recht, weil der ehemalige Rindlauer um den guten Willen angesprochen und man ihm das Fahren nur bis zum Widerruf gestattet hätte. Das behauptet und beschwört sie, die Rosel, die im Hause und unter diesen Verhältnissen aufgewachsen, und das behauptet natürlich auch der Sepp.

Die Gerichtsherren im Städtlein unten haben das Kraut weder süß noch sauer gemacht, sondern geurteilt, daß jeder der Gegner recht und jeder unrecht gehabt. Eine Abfuhr müsse von jedem Grundstück bestehen, daher hätte auch er, der Rindlauer, das Abfuhrrecht über des Wurzers Wiesenspiß oder allenfalls die Pflicht, einen angemessenen Streifen Grundes käuflich als Weg zu erwerben, falls der Wurzer darauf bestünde. Ein Zufuhrrecht für Dünger oder dergleichen könnte aus den und jenen Gründen nicht zuerkannt werden, außer er kaufte sich den eigenen Weg. Einem Grundverkauf aber zu diesem

Zwecke widersteht sich der Wurzer. Er verkauft keine Klaster Grundes, um dem Nachbar . . . eine ungebührliche Bequemlichkeit zu schaffen.

Also ist der Prozeß zur endgültigen Entscheidung zum Kreisgerichte gewandert, und dieses wird heute darüber verhandeln und urteilen. Wie . . .? Wer weiß denn? Die Herren haben manchmal ganz eigene Ansichten und allerhand Schrullen, und diese müssen die Leute als Rechtspruch hinnehmen. Hier jedoch können sie unmöglich anders erkennen und urteilen, als wie es ist und von Rechts wegen sein muß, und . . . der Herrgott wird ihm ja doch auch helfen, sein Recht zu erlangen.

So sinnt und grübelt er vor sich hin, schaut dazwischen an den schon grünenden Fluren der Talgründe und des beginnenden Flachlandes, vergleicht damit die noch völlig öden und winterfaulen Gefilde in den Waldbergen oben und betrachtet den Rat des Torschmiedes von allen Seiten. . . . Verkaufen und fortziehen! Kömmt' beinahe das Gescheiteste sein. Da herumten fechtet einer vielleicht drei-, viermal so viel, wenn nicht gar noch mehr von demselben Grundmaße wie oben und hat nicht mehr Arbeit. Das wäre schon ein Grund fürs Verkaufen. Ebenso schwer wiegt der andere, daß in absehbarer Zeit ein Frieden nicht herschauen will. Auch wenn sie verspielen, die Wurzerleute: sie werden wieder einmal nach einem Hefte suchen, eines finden und dort von neuem anrücken. Sie können es nicht vergessen, daß er nicht der Wurzerin Schwester zum Weibe genommen, wie sie es geplant haben, und daß diese nachher ein bißel nieder geheiratet. Zuerst ist alles recht und schön gewesen und gut, und vor lauter Entgegenkommen und Mithilfe hat man schier gar nicht gewußt, wo aus und an! Auch er und der Lenzen-Sepp, der nachmalige Wurzer, sind die besten Kameraden gewesen, die man sich denken kann. Der Sepp hat nach dem Wurzerörtel getrachtet, und ihm, dem Michel, hat man angeraten, das Rindlauer Gütlein zu kaufen, als der frühere Besitzer sich angeschickt, ins Amerika fortzuziehen. Die Wurzerweiber selber haben das Zureden schier nicht lassen können, bis er gekauft gehabt. Jetzt hätt' er nun sofort das Wurzerdirndl heimführen sollen . . . sollen. Aber die Lieb' läßt sich nicht nötigen. Wenn sie auf einen Stein im Wege fällt, bleibt sie daran haften, sagt man in den Waldbergen oben, und seine Lieb' ist auf die Kathel gefallen gewesen. Also hat er diese heimgeführt, und bald darauf sind Verdruß und Unfrieden ausgebrochen, und sie werden voraussichtlich nimmer abreißen, solange man in der Nachbarschaft beisammen ist. Das wäre der schwerere Grund. Aber . . . aufgewachsen ist man oben in den armeneligen und doch so märchenhaft schönen Bergeinöden, eingewohnt ist man und mit der

Heimat zusammengewachsen wie der Ast mit dem Baume, und . . . anderwärts kann es ja auch einmal etwas geben. Wo Leute sind, ist der Unfriede auch nie weit weg, und Leute sind in den Talgegenden und im Flachlande heraußen auch daheim. Wenn er einmal kräftig gewänne, kömmt' es den Nachbarnleuten das Prozeß und Herumstreiten doch für ein gutes Zeitlein verlesen. Man braucht nicht gerade gut mitkommen und dick Freund zu sein; nur ein Frieden wenn wär' und eine Ruhe! Wie im Paradiesgarten müßt' es sich leben im Pechgraben hinten in den Bergeinöden.

Etliche Stationen vor der Kreisstadt steigt ein dürrhagerer, bartstummeliger Kund' ein und in denselben Bahnwagen, setzt sich neben ihn hin und fängt gleich zu erzählen an und zu murren. Er hat ebenfalls bei Gerichte zu tun und nicht die größten Hoffnungen. Keine Gerechtigkeit im Lande, um keinen Heller nicht.

„Schaut so aus,“ nickt er, der Rindlauer.

„Schaut nicht nur so aus, ist auch so. Wie ich halt sage.“

Etwas wie leiser und schwacher Trost umschleicht seine Sinne nach dem Gehörten. Es geht anderswo auch nicht in lauter Glück und Wonne dahin, und es geht gar manchem nicht besser wie dem Rindlauer im Pechgraben hinten. Daher gewänne er auch nicht recht viel, wenn er verkaufte und fortzöge. Gewinnen kann er nur, wenn er heute den Prozeß gewinnt, und wenn damit die Wurzerleute für eine gute Zeit gedämpft und niedergehalten werden. Und gewinnen muß er, nachdem er das lautere Recht auf seiner Seite hat und den Herrgott zum Helfer angerufen. Der muß helfen, wenn es überhaupt noch eine Gerechtigkeit gibt.

Man kommt allmählich der Kreisstadt nahe. Fabriken und Ziegeleien tauchen auf neben der Bahn, und in der Talmulde drüben ragen die Kirchtürme der Stadt. Einzelne Häuser stehen an Wegen und Straßen, dann kommen ganze Häuserreihen zu Gesichte, die sich wie Soldaten an die Straßenränder gestellt, dann allmählich ganze Gassen, und zuletzt fährt der Zug stoßend und polternd über Geleisefrenzungen und an schier endlosen anderen Zügen vorbei in den Bahnhof. Alles krabbelt und wurlt da vor lauter Leuten. Fuhrwerke fahren ab und zu, und es ist beinahe wie beim Turmbau zu Babel, wie es in den Schulbüchern steht.

Aber seinetwegen auch! Ihn irrt niemand, und er hat mit keinem zu tun und zu reden. Er muß nur nach dem Kreisgerichte und das erfragt er bald.

Aus einer der an der Straße stehenden Kirchen tönt Orgellang und Gesang, und er geht hinein und bittet den Herrgott nochmals um Hilfe und Beistand, auf daß er ja nicht vergesse auf ihn und auf seine Streitjache. Immer

leichter und leichter wird ihm zumute, und es ist ihm nach einiger Zeit fast, wie . . . wenn er ins Wirtshaus ginge. Er muß ja gewinnen.

Im Gerichtshause aber sinkt diese Zuversicht bis auf ein klein winzig Häuflein zagen Hoffens zusammen. Schon das Haus selber hat etwas Unheimliches und Beängstigendes an sich. Wie in einem Gruftgewölbe hallen die Schritte, uniformierte Gerichtsherren und Gerichtsdiener huschen von Türe zu Türe, und da und dort stehen ein paar Leute in irgendeinem Winkel beisammen wie . . . Schafe vor der Schlachtbank und reden und raunen halbblaut miteinander. Im Winkel neben der Stiege stehen der Wurzer und sie, die Rosel, sowie ihre Schwester, die Liesel, die den Steger in der Schneehütten geheiratet.

Gleich ihrer drei wider ihn, und er ist allein!

Wie ein Guß eiskalten Wassers läuft es seinen Rücken hinab, aber auf die Stirne drängt sich ihm dicker Angstschweiß. Wie wird die Geschichte nun gehen und enden? Wer verspielt, hat nichts zu lachen; die halbe Hütte geht in Kosten auf.

„Herrgott, hilf mir!“ bittet er abermals im stillen und stiert dann ganz zag und sinnend vor sich hin, bis ein Gerichtsdiener ihre Namen ruft.

Also: jetzt mag es losgehen!

Die Prozeßgegner werfen einander feindselige und wütende Blicke zu, und dann stolpert eines ums andere über die Türschwelle in die Gerichtsstube. Dort stellt sich gleich ein krummaasiger Herr neben den Wurzer hin, augenscheinlich sein Advokat, und dem Rindlauer beginnt es vor den Augen zu flimmern und in den Ohren zu singen.

Schaut so aus, als wenn er wieder der Verspielende und der . . . Verspielte wäre.

Der Gerichtsherr verliest dies und jenes, und er hört das Zehnte nicht. Dann behaupten die Rosel und die Liesel noch, daß es mit des Rindlauer's Bachwieße all ihrer Lebtag so und so gewesen, daß der frühere Nachbar, der Alis, angesprochen um das Ueberfahrenlassen und so weiter, und nachher sollt' er, der Michel, seine Gründe vorbringen. Aber ihm will ob lauter Zagheit und Fürchten keine Rede über die Lippen, und was er denkt und sich zusammengesonnen, wähnt er auch herauszugackern in seiner wortfargen Weise.

Dagegen redet der Jude, der Vertreter der Widersacher, wie ein . . . Delmann.

Der Gerichtsherr schlägt einen Vergleich vor. Er, der Michel, täte sich wohl vergleichen, wenn ein Frieden zustande käme, und wenn man ihn bei seinem Rechte ließe, aber die Wurzerleute mögen nicht. So und so wäre es, und so und so müßt' es wieder werden.

Also kommt es zum Urteil.

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers und nach Paragraph foundsjoziel . . .

Was dieser Mensch sonst noch alles zusammenredet, und wie er es daherbringt, nimmt er, der Michel, vor lauter Aufregung nicht wahr; lediglich so viel hört er aus dem ganzen Schwatz heraus, daß die Geschichte hier noch schiefher geht wie im Gerichtstädtlein daheim. Dazwischen sieht er das selbstzufriedene und schadenstroh dünkende Lächeln des Juden, der im voraus zu wissen scheint, wie die Sache ausgeht. Heu und Grummel kann er von der Wieße ohne weiteres über eine gewisse näher bezeichnete Stelle des nachbarlichen Grundes bringen und abführen, ohne erst um Bewilligung fragen zu müssen, weil er einen Abfuhrweg haben muß; doch darf er eben nur zu diesen Zeiten den fremden Grund betreten und befahren. Ein Recht, Dünger oder dergleichen zuführen zu können, sei nicht erwiesen worden und wird daher auch nicht zuerkannt. Nachdem er dieses aber im Herbst doch unternommen, und zwar eigenmächtig, wäre er sachtällig und hätte die sämtlichen Kosten dieses Rechtsstreites zu tragen.

Er spürt die feste Bretterbühne unter seinen Füßen wanken, als er das vernimmt, und sein Herzschlag setzt eine gute Weile völlig aus. Verspielt also und . . . die Kosten! Aus ist's, und gefehlt hat es himmelweit. Jetzt kann er . . . verkaufen und sich irgendwo in die Herberg' setzen.

Einen steinharten Kreißer preßt er heraus, und dann wendet er sich und tappt wie ein Halbblinder der Türe zu.

Ueber die Stiege hinunter muß er sich mit aller Kraft an das Geländer halten, um nicht zu taumeln, und auf dem Platze draußen vor dem Gerichtshause steht er ein gutes Weilchen wie ein helliger Narr und stiert vor sich hin wie in lauter sackdichten Nebel. Er kommt sich beinahe vor wie ein armer Sünder, dem sie gerade vorhin das Todesurteil vorgelesen, und der in ohnmächtigem Verzweifeln nicht weiß, an was er zuerst denken soll . . . Die Kosten! Jetzt ist er fertig, und jetzt kann er sein mühsam erworbenes Sachel verkaufen, um diese wegzuzahlen, und dann als fertiger Bettelmann von dannen zu ziehen . . . Ein Bettler? Möcht' wissen! Dazu können sie ihn nicht bringen, wenn sie ihn heute noch von Haus und Bank setzen. Noch hat er seine Arme und seinen Gesund, und er kann arbeiten, um sich und die Kathel . . . Ja, die Kathel! Das wird ihr den Tod bringen, wenn sie es erfährt, und sagen muß er ihr's, wenn er heimkommt, weil es in solcher Sache kein beschönigendes Lügen gibt. Die Kosten sind zu zahlen, und das muß sie einmal erfahren, wenn es zum Davonlaufen gerät.

Wie ein Kauschiger wankt er dann vom Platze und durch die allweg belebten Gassen und Straßen zum Bahnhofe, um mit dem nächsten Zuge gleich wieder heimzufahren. Wie er an der

Kirche vorbeikommt, wo er auf dem Herwege um Hilfe und Beistand gebetet, fällt ihn mit einem Male der Aerger an und drängt seine Verzweiflung zur Seite.

Der Herrgott hat also auch nicht geholfen, trotzdem er gebeten worden ist, und trotzdem er gewußt haben muß, daß er, der Michel, im Rechte ist und der Hilfe bedarf wie der Hungerige eines Stücklein Brotes. Der . . . der . . .

Allerhand fällt ihm in seiner Verzweiflung ein, und über Not und Aerger wächst die sinn- und zwecklose Wut hinaus. Sein Atem wird schwer und keuchend, und allerlei Vornehmen schwirren durch seinen Kopf.

Während er so dahinstapft, als müßte er den Erdboden durchtreten und Welt und Himmel in Trümmer brechen, fahren die Wurzerleute im Wagen vorüber und zur Eisenbahn. Das schürt seine Wut noch mehr, und er wehrt den Gedanken nicht ab, der sich seinem Sinnes mitten in den Weg stellt: sich selber den Richter machen, wenn . . . es sonst keine Gerechtigkeit mehr gibt im Himmel und auf Erden! Eines von denen einmal bei nächster Gelegenheit . . . abtun. Wenn das eine nicht unrecht ist, kann es auch das andere nicht sein. Ganz wurscht! Wenigstens kriegen sie auch ein Bündel Not zu tragen.

Er kauft sich eine Karte zur Rückfahrt, und bald darauf ist es Zeit zum Einsteigen und zum Abfahren. Bis zum Abende kann er wieder daheim sein, und . . . Herrgott, das Heimkommen mit dieser Botschaft fürchtet er mehr wie das ledige Feuer. Das bringt sie völlig um, die Kathel, das bricht ihr das Genick.

Wie ein Zerwirrter sitzt er unter den Leuten im Eisenbahnwagen, und von Zeit zu Zeit stößt er die Eisenspitze seines Steckens wuchtig und wütend in den Bretterboden des Wagens.

„Hör auf, dummes Luder!“ verweist ihn ein Graubart darob. „Es wollen noch mehr Leute fahren und eine Bühne unter sich haben. Wenn dir einer etwas zugrunde richtet, ist es dir auch nicht recht.“

Er schämt sich eine Weile ob der Zurechtweisung und sinnt nachher wieder die alten Pfade dahin . . . die Kathel wenn nicht wäre: seinetwegen! Er packet' sein Sackel in eine Truhe zusammen, ließe alles liegen und stehen, wie es ist, und zöge bei Nacht und Nebel aus diesem Verdrußwinkel. Er schlägt sich überall durch, und er wäre noch rüftig genug, sich wieder zu etwas emporzuarbeiten; aber sie . . . Ein paar Groschen hat sie doch von daheim mitgekriegt und auf das Gütlein gebracht, und . . . ein bißel Glückshoffen und Glücksehnen nimmt eins ja auch mit in den Ehestand. Und jetzt . . . Malefizgepiel übereinander! Dieser Heimweg ist sein härtester Gang.

Als der Zug im Bahnhofel des Städtleins hält, löst sich ihm ein Seufzer von der Brust,

wie wenn ein Steinfelsen zu flieben und zu splittern beginnt.

Auf Umwegen strebt er am Städtlein vorbei, um ja mit keinem Menichen zusammenzukommen, und nachher geht es durch das Buchenwäldchen und die Steilhänge hinan. Wie wenn ein vollbeladener Wagen hinter ihm und an ihm hinge, kommt es ihm vor, und die Zugstricke drückten seine Brust zusammen und hinderten ihn beinahe am Atmen und Schnaufen. Zimmer länger werden seine Schritte, und immer kräftiger und wuchtiger seine Tritte, und der Schweiß beginnt ihm aus allen Poren zu sickern.

Die ganze Welt kunnit' er in Trümmer schlagen. Im Scheine der sich schon stark zum Untergange neigenden Sonne ragt das Holzkreuz in der Dachshäng'. Da er es ersieht, gesellt sich zu seiner Verzweiflung und zum Aerger wider die Nachbarn, die Gerichtsherren und die ganze Welt auch der Aerger wider den Herrgott, der ihm trotz allen Betens und Bittens nicht geholfen. Er tut ein paar ungefügiger Schnaufer, gibt dem Hute einen trutzigen Kuck zur Seite und bleibt vor dem Kreuze stehen.

„Gelt, hast mir auch nicht helfen mögen,“ prustet er hart und vorwerfend heraus. „Was ich dich gebeten habe! Nein! Nicht. Hättest es wissen können, wer recht hat und wer unrecht. Nein. Den anderen mußt helfen, dem . . . diejem Malefizgevolket! Und ich . . . Ah was! Betteln gehe ich auch nicht derentwegen, und . . . und . . . Oder ist alles lauter Nichts, was wir glauben, und du kannst selber nichts tun und nichts wirken? Nachher . . . bleib' auch nicht oben und . . .“

Nicht einmal das rostige Blech klappert an dem verwitterten Holzkreuz, geschweige denn, daß ihm sonst eine Antwort würde oder ein Bescheid auf seine Vorwürfe und Fragen. Da hebt er in seiner Bergrämung und in seiner harten Not den Stecken und stoßert nach dem blechernen Abbilde des Welckerlöfers, der ihm seiner baumfesten Meinung nach die Hilfe verweigert, und . . . klirrend und polternd fällt das Blech in die Wildrosenstaude nieder und zur Erde. Die abgerosteten Nägel sind gebrochen.

Ein leichtes Grufeln läuft während des Klirrens und Polterns des niederfallenden Bleches über seinen Rücken, aber gleich darauf gibt er dem Hute trugend abermals einen Stoß und stapft weiter . . . Ganz wurscht! Hätt' er ihm geholfen! Und jetzt kann ihm alles . . . aufs Schupfendach steigen. Mehr wie unterdrückt kann er nicht werden, und das ist er eh' schon genugjam . . .

Hinter einem Grauerlenbusche an des Dachbergers Markmanier kauert zur selben Zeit der Brenner-Beitel, der Wagenschmiermann, und bindet sich die gelockerten Riemen seiner Holz- bundschuhe fester. Der sieht und hört, daß

dieser . . . Wildling von da hinten den Herrgott vom Kreuze schlägt, und der schultert sein leeres Schmierfassel und stapft greinend und zornwütig zu Tale.

Sind ein paar Grauslinge da hinten im Pechgraben, stierwilde Bochen, die nicht nur ihresgleichen beständig in Streit und Hader halten, sondern die selber dem Herrgott am Kreuze keine Ruhe lassen können. Dem sein Glück, daß er schon vor so und so viel hundert Jahren ans Kreuz ist genagelt worden; siele er diesen Wildlingen in die Hände, würde er ehebor auch noch bei lebendigem Leibe geschunden. Und es hat sich nichts gerührt und nichts geregert ob solchen Frevels, und kein Vorschlag hat den Grausling und Frevler klaffertief in den Erdboden gedroschen. Oder . . . gibt es wirklich nichts mehr, und der Herrgott läßt sich herumputzen wie ein Hütbub?

So greint und wurmt er auf seinem Wege dahin, und als ihm in der Steilhänge unten, im Buchenjungwalde, die Wurzerleute begegnen, schilt er seinen Nerger laut heraus.

„Der Kindlauer?“ grinst der Wurzer etwas gezwungen.

„Ich meine schon, daß er es gewesen ist. So genau sehe ich wohl nimmer . . .“

„Und so einen Menschen hat man zum Nachbar!“ gibt die Wurzerin gleich zu bedenken. Da kann sich jedes Schulkind an den Fingern abzählen, was wir für Zeiten haben neben ihm.“

„Ja, Weiberl, um so einen Nachbar bin ich euch nicht neidig. Ich nicht.“

„Kann eh' sein,“ nickt der Wurzer. „Wenn d' einmal hinter kommst und in die Nähe: mir scheint, das Wagenschmierhäfen wird schon leer.“

„Nächste Wochen, zähl' ich.“

„Ist schon recht.“

Und dann gehen sie aneinander vorbei und

ein jedes seiner Wege, der Brennerbeutel zu Tale und die Wurzerleute die Steilhänge hinauf.

„Einen fürchterlichen Nerger mag er schon in sich haben,“ kichert die Wurzerin nach einem Zeitlein in grimmer Schadenfreude.

„Kann wohl sein,“ gibt er etwas gleichmütiger zu. „Die Kosten! Ich danke schön. Wir hätten davonlaufen müssen, wenn sie uns zugefallen wären.“

„Meinst, er wird nicht davonlaufen müssen? Gutding, die Halbscheid der Hütten geht darauf, und mit so viel Schulden kann keiner werken.“

Das wird er selber einsehen müssen, und . . . deswegen fällt er in seinem Wüten sogar den Herrgott an.“

„Unter uns gesagt: mich hätt' er heute schier erbarmet, wie er . . .“

„Jetzt: da wenn d' mir aber nicht gleich gingest!“ entsetzt und entriistet sie sich ob solcher Rede. „So einer erbarmen?“

„Möcht' wissen, z'wegen was? Will er es anders haben? Hat er es anders haben wollen? Wir haben ihm das Kindlauer gütel angeraten und ihm den Handel in die Wege geleitet.“

„Und wie ruhig säße heute die Liesel auf dem Höfel!“

„Eh' wohl, aber . . . weißt, wen wir nachher als Nachbarn bekämen, wenn . . . er verkauft oder verkaufen müßet? Gibt allerhand Leute, und wenn ein recht . . . ein Unrechter einsäße . . .“

„Soll die Liesel das Stegerörtel verkaufen und . . .“

„Danke schön! Da ist mir der Michel noch zehnmal lieber als Nachbar wie die Liesel und der Schwager.“

„Wäre nicht übel!“

„Ich sage dir's halt derweilen.“

„Jetzt: ich weiß nicht, wie du mir auf einmal vorkommst. So . . . so . . .“



Karl Dillmann

So greint und wurmt er auf seinem Wege dahin, und als ihm die Wurzerleute begegnen, schilt er seinen Nerger laut heraus.

Eine gute Weile schreiten sie nun schweigend hintereinander die Steilhänge hinan, und beim Kreuze oben in der Dachshäng' bleiben sie stehen. „Meiner Tren!“ entsezt sich die Wurzerin vor dem auf der Erde liegenden Bleche. „Wie der Beitel gesagt hat: vom Kreuze heruntergeschlagen.“

„Hat eh' nimmer g'halten,“ wendet er ein.

„Die Nägel abgerostet und abgefressen . . .“

„Aber . . . hat er ihn denn geirrt, frag' ich.“

„Eh' nicht, aber . . .“

„Da könnt' er noch eingesperrt werden.“

„Sel' eh,“ gibt er gleichmütig zu. „Gotteslästerung oder wie man sagt.“

„Nachher verlag' ich ihn,“ nimmt sie sich vor.

„Geh! Als ob der Unfrieden nicht eh' schon groß genug wäre! Und ein bißel etwas muß man ja auf den Leutschwas auch achten. Wo es nimmer um unsere Sache geht, werden es uns die Leute verübeln. Reden eh' schon genug.“

„Ich verlag' ihn,“ besteht sie. „Hin oder her! Geht nachher schon unter einem Berede, und . . . er soll eine gute Weil' daran denken. . . . Und den Herrgott da lassen wir frisch aufstreichen und wieder aufmachen, hörst? Weil wir so schön gewonnen haben. Wir hätten müssen davonrennen; so muß er es.“

„Meinethalben,“ knurrt er geärgert und geht weiter. Ein Widerreden mußte nichts, wenn sie etwas im Vorhaben hat, und so ist es am besten, er bestätigt ihren Willen. So hat es doch wenigstens den Anschein, als ob es auch nach seinem Willen ginge.

Die Rindlauerin steht am Fenster und schaut dem heimkehrenden Manne entgegen. Nach halbem Nachmittage kommt der Zug aus der Kreisstadt ins Städtlein, und so und so lange braucht eins von dorten bis in den Pechgraben herauf. Also muß er bald kommen.

Bis gegen Mittag ist sie gelegen, dann hat sie sich doch aufgerafft und das Vieh gefüttert. Sich selber hat sie nur ein Tröpflein Milch gesotten, und das steht noch zur Halbscheid in der Ofenröhre . . . Der Wagen will halt nicht werken, wie er sollte, und so kränkelt und krankt eben der ganze, junge, bis vor kurzem noch so kraftstrotzende Körper mit.

Manchen Tag hat es wohl den Anschein, als ob es sich doch wieder geben und ausnebuen wollte, aber gleich darauf wechselt es wieder zurück, und sie muß oftmals die längste Zeit im Bette verbringen. Dann sinnt sie in ihrer Not und in ihrer Kümmernis hin und wider und kommt über dies und jenes, was ihr eben einfällt. In solchen Zeiten kann sie sich auch des Gedankens nicht erwehren, es wäre das ganze Kranken und Siechen eine „betane Sache“, die ihr die Wurzerleute angewünscht oder gar selber angezaubert haben, und sie müßte wahrhaftig dahin- und

abstiechen wie ein Bäumchen, dem man irgend eine Bosheit angetan. Kein Doktor kann helfen, und kein Beten und Bitten fruchtet. Weil er, der Michel, sie geheiratet und nicht die Diebel, verfolgen sie diese Leute mit allen üblen Mitteln. Die Zwietracht und das Prozeßren reißen nicht ab und . . . ihr hat man halt das Siechtum angetan.

Von solchem Sinnen sagt und klagt sie dem Michel kein Wort, um ihn nicht völlig verzagt zu machen, aber in ihr nagt es wie der Wurm im Holze. Der gute Lapp erbarmt sie eh', so oft sie ihn anschaut. Und gerade ihrewegen soll er all diese Uebel und bösen Zeiten durchmachen.

Nach Mittag hat sie sich zum Tische gesetzt in den warmen Schein der Auswärtssonne, die so viel Heilkraft haben soll, wie die Leute sagen, hat ein bißel genäht und dazwischen wieder gesonnen und gestrubelt in ihrer Weise, und nun schaut sie nach dem Heimkehrenden aus und zagt und hofft, was er für Kunde bringen möge. Wenn der Prozeß nach Recht und Gerechtem entschieden worden, dürfte wohl für ein gutes Weilchen die erzwungene Ruhe sich einmisten im Pechgraben, denn die Wurzerleute werden sich's überlegen, einen neuen Streit vom Zaune zu brechen, ehevor sie die Kosten des alten verschmerzet haben; haben aber sie, die Rindlauer, verspielt, nachher ist es zum Davonrennen gerichtet. Und sie verkaufen nachher auch und ziehen fort, um Ruhe zu bekommen und aus dem Unfrieden zu geraten. Ueberall ist zu leben, und . . . es wird schon gehen. Vielleicht kommt sie wieder zu mehr Gesund, wenn sie diesen Leuten aus den Augen und aus dem Sinnen ist. Nachher . . .

Da kommt er ja schon . . .

Hoffen und Fürchten wallen mächtig auf in ihrem Herzen, und das Blut drängt mit aller Kraft gegen den Kopf. Als er aber dem Hause zustapft, müde und todslüchzig, und sie sein verstörtes Gesicht sehen kann, versinkt das Hoffen jählings wie ein Stein im tiefen Brunnen, und heller Schrecken überkommt sie für ein paar Augenblicke.

Verspielt! Also gerät es zum Davonrennen, und der gute Lapp kommt ihrewegen um die mühsam erarbeitete Heimat und um die eigene Bank. Wie ihm zu Mute sein mag? Und . . . sie kann trotz allem nichts dafür. Voll Glück und Freude ist sie ihm zum Altare und in die neue Heimat gefolgt, und voll Liebe und Gottvertrauen hat sie im neuen Heim zu schaffen begonnen. Wer hätte auch denken und mutmaßen können, daß . . . böser Willen mächtiger ist als die Flucht unter Gottes Schutz? Und nun schlägt das Unheil so um sie zusammen!

Nein, sie darf ihn nicht noch verzagter und mutloser machen wollen; sie muß ihn zu trösten

und aufzurichten versuchen, so gut es geht. Sie muß ihm von seiner Kümmeris so viel wie möglich wegzureden suchen.

Mühsam zwingt sie sich zu geheucheltem Gleichmüthe; aber ihre Stimmne fibert doch, als sie ihn beim Eintritt in die Stube nach dem Ausgang der Sache fragt.

„Wie steht es also?“

Erstlich schupst er nur die Schultern, dann räuspert er sich, als steckte ihm wer weiß was im Halse, und dann wirft er den Stecken zornwütig unter die Bank, und schließlich preßt er hart und mühsam heraus, was sich auf die Dauer doch nicht verheimlichen ließe, und . . . was sie aller Voraussicht nach noch kränker machen dürfte.

„Der alte Tanz!“

„Verspielt also?“

„Ja und nein,“ sucht er abzuschwächen. „Wie im Städtel unten halt, aber . . . die Kosten müssen wir zahlen.“

„In Gottes Namen!“ seufzt sie schwer auf.

„Sagt man! Aber jetzt sind wir fertig; jetzt können wir zusammenpacken und gehen. Die Kosten bringen uns um.“

„So gehen wir halt in Gottes Namen,“ nickt sie. „Etwas wird uns alleweil noch bleiben und bleiben müssen, und wenn wir anderswo etwas Kleineres haben und unsere Ruhe und unseren Frieden . . . Vielleicht werd' ich anderswo auch wieder gesünder und wieder zur Arbeit . . .“ entschlüpft es ihr unversehens.

„Wird am besten sein. Der ewige Unfrieden frißt eines wie das andere auf.“

„Bis du die Schuhe und das Sonntagsgewand ausziehst, richt' ich dir schnell ein paar Eier . . .“

„Nein, nicht!“ wehrt er ab und richtet übers Ausziehen. „Wahrhaftig, keinen Hunger heute vor lauter Aerger. Wenn man das offene Recht in der Hand hat und . . . alleweil den kürzeren Halm zieht, nachher . . .“

„Weißt was? Diese lästerliche Bachwiese lassen wir ihnen, wenn . . .“ rät sie in ihrem Sinnen überlings. „Wenn sie sich etwa gerade die erpressen wollten, weil sie . . . mitten in ihrem Grunde liegt . . .“

„Schier unsere beste Wiese.“

„Nacht nichts; wir hätten eh' noch Grund genug, und . . . wenn dann doch einmal ein Frieden herginge und ein geruhigeres Leben! Sonst wär' es ja wunderschön da heroben in den Einöden.“

„Um sel ist es eben zumeist. So ein schönes Heimatel finden wir nicht bald wieder, und überall gibt es etwas, und überall findet der Unfrieden eine Bank zum Niedersitzen. Heut erst wieder gehört . . . Aber wenn es nicht anders ginge, und wenn wegen dieser Wiese . . .“

„Trag sie ihnen an, die Bachwiese! Wenn wir die anderen Wiesen mehr düngen, kriegen wir etwan auch so viel Heu.“

„Ich . . . denen . . . etwas antragen,“ entrüstet er sich in seinem Aerger. „Denen leicht ein gutes Wort geben . . . müssen . . .?“

„Muß ja kein gutes Wort sein. Einfach sagen: wenn sie diese Wiese wollen, können sie sie haben, damit die Händel und die Zwistigkeiten ein Ende nähmen. Wenn nicht, nachher . . . verkaufen wir halt. Auf die Gant lassen wir uns auch nicht.“

Eine Weile stiert er unschlüssig zum Fenster hinaus, und dann beginnt er schwerfällig zu nicken. Die Hoffnung auf einen möglichen Frieden und darauf, fürderhin auf der gewohnten Bank sitzenbleiben zu können, lockt ihn zu dem Entschlusse.

Langsam richtet er über die Stallarbeit, und mit andbrechender Dunkelheit wird es zur Nachtsuppe.

Seit seiner Kindheit ist er es gewohnt, vor und nach dem Essen zu beten, wie es in den Waldbergen überall der Brauch ist, aber heute setzt er sich trüchig auf seinen Platz und macht weder ein Kreuz noch sonst etwas.

„Struble dich nicht gar so ab!“ mahnt sie daraufhin tröstend. „Es wird schon wieder recht werden. Etwas bleibt uns alleweil, und wie viel Leute gibt es, die gar nichts haben und auch leben. Vielleicht geruhiger wie wir. Sogar das Beten vergißt du über dieser Torheit.“

„Ich bete nimmer,“ trüzt er baumfest.

„Jetzt . . . jetzt . . .“ entsetzt sie sich und schaut den Mann an wie einen, von dem eines nicht sicher weiß, ist er schon übergeschnappt, oder schnappt er in den nächsten Augenblicken über. „Zwegen was denn nachher nimmer? Wegen dieser . . . Torheit leicht?“

„Ich hab' ihn um Hilfe gebeten und um Beistand, und . . . für die Kat' ist es gewesen, gerade für die Kat'.“

„Jetzt . . . da weiß ich nicht, wie ich recht sagen soll. Sitzt ein anderer schon auf dem Stühlchen, wenn du mit einem Anliegen kommst? Und wer weiß denn, für was es gut sein kann? Hat er uns nicht bis heute alleweil gesegnet? Wenn man daran denkt, daß du ehzeit schier nichts gehabt hast, als was du dir erarbeitet und erspart hast, und ich nicht viel, und trotzdem . . .“

„Ich hab' es schon gesagt, ich . . . ich . . .“

Schweigend löffeln sie nun an der Nachtsuppe, und nachher langt er nach seinem Pfeifenstummel. Aber mittendrin stellt er ihn wieder zurück in die Fensterische und nimmt Hut und Zoppe vom Nagel.

„Ich geh' hinüber,“ kreißt er steinhart. „Wenn sie die Bachwiesen wollen . . . Wie du gesagt hast: wenn ein Frieden würde und ein geruhiges Leben . . .“

„Mußt gar kein gutes Wort ausgeben,“ be-

ruhigt sie nochmals. „Einfach sagen: so und so, und wenn sie nicht wollen, ist es auch recht.“

„Ist es auch recht,“ wiederholt er bekräftigend und geht. Aber schon über die Gred hinaus und über den Anger kommt es ihm vor, als wäre dieser Weg mit lauter Glascherben und fingerlangen Dornen bestreuet, die selbst durch die dicken Sohlen seiner Holzschuhe dringen und stechen, und rußschwarzer Nebel läge wie eine zähe Schlammisicht über dem Tale und hinderte ihn bei jedem Schritte am Weitergehen. Er sieht keinen der zahllosen Sterne am klaren Nachthimmel, und selbst vor des Wurzers Haustür ist es ihm noch, als wenn ihn einer jählings am Zoppenjaume faßte und mit aller Gewalt zurückriß . . . Nicht geht hinein!

Aber trotzdem klinkt er die Türe auf und geht hinein.

Die Wurzerleute sitzen am Tisch und schauen völlig geschreckt ob des unmöglich erhofften Besuches. Jetzt . . . Wenn einer in seiner Wilde sogar den Herrgott vom Kreuz herunterschlägt und nachher zu nachtdunkler Zeit ohne Grund und Ursache und lediglich in seinem Zornwüten und Rachehinauben ins Haus fällt . . .

Der Sepp reißt die Tischlade auf und langt nach dem Messer. Wenn es zu etwas käme . . .

„Braucht keines,“ rät er, der Michel, ab. „Ich . . . Meinst etwa, ich wäre auch so wie . . . wie . . . Eine kurze Frage, und nachher sind wir wieder fertig . . . Wenn du die Bachwiese willst, die unsere: nimm dir sie! Auf daß ein Ende hergeht und eine Ruhe wird . . .“

„Die Bachwiese . . . die . . . deine . . .?“ dehnt der Sepp wundernd heraus, während die Kosel noch alleweil ganz geschreckt zur Türe hinter und nach dem Wildlinge starrt.

„Ja, die unsere.“ „Und . . . was täte sie denn kosten?“ So eine Gelegenheit wäre nicht zu verpassen und zu veräumen. Jetzt braucht der Zochen wahrscheinlich Geld, und jetzt könnte billig zu kaufen sein.

„Nichts. Die Kosten zahlst, und nachher sind wir fertig. Ich will nichts, ich brauche nichts von euch; ich will nur meine Ruhe haben und meinen Frieden. Wenn euch geholfen wäre damit . . .“

„Hörst: und wir brauchen von dir nichts,“ stößt nun die Kosel pfauchend heraus. Wenn der Dämmel die Wiese um die Kosten hergibt, nachher hält er auf seinem Höflein erst recht

wie eine Zecke und ist nimmer zum Weiterbringen. Auch siele mit der Bachwiese der gelegente Zantapfel fort. Und sie will ihn, den Kunden, von Haus und Gut und auf nichts gebracht haben. „Behalte nur deine Sache und tue damit, was du willst! Wir behaupten bloß



Die Wurzerleute sitzen am Tisch und schauen völlig geschreckt ob des unmöglich erhofften Besuches.

unser Recht, und sel wird man niemandem verübeln können. Behalte du nur deine Wiese!“

„Ja, behalte sie nur!“ nickt nun auch der Sepp. „Wäre ein Unsinn.“

„Nachher sind wir schon wieder fertig,“ kreißt der Rindlauer enttäuscht.

„Ja . . . ja: fertig. Und . . . den Herrgott in der Dachshänge lassen wir wieder herrichten, den . . . du heute heruntergeschlagen hast vom Kreuze,“ reißt sie ihm gleich um die Nase, damit er schon heute nacht träumen kann, wessen er sich nun zu versehen hat. „Ich hab' es schon gesagt, und es geschieht auch.“

Dem Rindlauer drängt sich ein köhengrob Geheiß auf die Lippen, aber er hält es zurück und wendet sich wieder der Türe zu . . . Wenn sie nicht wollen: auch gut! Er hat sich derweil nichts vergeben, und . . . jetzt muß halt verkauft werden, um aus diesem Turbel und aus diesen Zwistigkeiten zu kommen.

Zornwütig stapft er aus dem Hause und über den Anger hinaus, und seine Gedanken furren in seinem Kopfe herum wie ein schwerer, kohlschwarzer Käfer in der linden Maiennacht.

Im Gehänge des Pechsteins oben schreit eine jagende Nachteul': juhu! juhu! Und ihn

kommt es wie eitel schadenfroh Hohngelächter vor . . . Umsonst gewesen, der Gang.

„Kämeß mir in die Nähe, Mistvieh, nachher lachest nimmer lange,“ knurrt er in seinem Aerger und ballt die Fäuste.

Daheim wartet die Kathel noch auf den Erfolg des Ganges.

„Umsonst gewesen,“ erklärt er schon an der Türe und wirft Hut und Zoppe nur so auf die Bank hin. „Hätte mir's aber eh' gleich im voraus denken können. So Leute und . . . und sie wollen keinen Frieden.“

„Nachher verkaufen wir halt.“

„Wird am besten sein. Schlechter wie recht schlecht kann es uns anderswo auch nicht gehen . . .“

*

Am andern Morgen richtet sich der Rindlauer gleich nach der Morgensuppe zusammen, um fortzugehen und irgendwo einen Käufer zu suchen.

Vom Hause weg stapft er gegen den Wald hinauf, um den Nachbarsleuten ja keine Handhabe zu allerhand Mutmaßung zu bieten, so sie ihn vielleicht erbähen, und erst am Waldrande oben biegt er ab und nimmt den Weg gegen das Städtlein hinunter. Der Torschmied hat ihm gestern den Rat gegeben; vielleicht weiß er etwen, der . . . sich das Leben zur Hölle machen möchte. Vielleicht trifft er auch in einem der Wirtshäuser jemanden, der einem Handel willig wäre. Sonst hockt er wohl nie in den Wirtshäusern herum, aber wer einen Handel sucht den oder jenen, der muß dorten eintekhren und umfragen.

Von den Bergen hernieder weht die Luft manchmal, als käme sie geradeswegs aus einem geheizten Backofen, und gleich darauf wieder streicht ein eiskalter Wind hinter ihr drein.

Die aufgehende Sonne färbt den ganzen Himmel bis in den hintersten Winkel wie eine Glutpfanne, und all dieses deutet auf einen derben Wetterumschlag hin. Wird halt ein paar Tage tüchtig regnen, wie es dies im Frühjahr schon hin und wieder tut, und nachher wird alles zu grünen anfangen. Nachher wird es im Pechgraben hinten wie lediglich im Paradiese, und . . . er kann fortziehen und sich in der Fremde eine neue Heimat suchen.

Zorn und Aerger wallen in seinem Sinnen von neuem auf, und dazwischen wird ihm oft, als müßte er flennen wie ein kleines Kind, oder einer, der in ohnmächtigem Zorn und Grimme flennt. Wenn die Kathel nicht wäre, die in ihrer Kränklichkeit wie ein hilfloses Hühnchen zurückbliebe, wahrhaftig . . . er machte sich selber den Richter an diesem Geböcket, und wenn er deswegen aufgehängt würde und in der tiefsten Hölle braten und rösten müßte. Auf Erden hat er diese auch, so wäre es ganz wurscht, wenn er die eine für die andere vertauschet'.

Gehässiger kann es drüben wohl auch kaum zugehen.

So sinnt und grübelt er vor sich hin, bis er ins Städtlein hinterkommt.

Sein erster Gang ist zum Torschmiede.

„Heut' erst zurück?“ wundert sich der.

„Ah was! Doch gestern schon,“ knurrt er in seiner Verdrossenheit wie ein vergrämter Kettenhund. „Heute schon wieder auf dem Wege.“

„Nicht aus worden?“

„Eh' . . .“

„Berspielt natürlich.“

„Natürlich.“

„Wie ich dir gestern geraten habe: ich verkaufet.“

„Ich tu's auch. Weißt mir keinen, der . . . mich erlösen wollte von diesem Uebel?“

„Mmm!“ sinnt der Schmied, staut sich auf den Stiel eines großen Hammers und schaut an ihm vorbei und ins Leere hinaus. „Wissen! Im Augenblicke nicht; aber es wird schon etwer zu finden sein. Heut und morgen ist es ja noch nicht vornöten . . .?“

„Eh' nicht; aber so bald wie möglich. Da oben frißt es mir das Leben ab, mir und der Kathel.“

„Wird schon werden. Leicht findet sich bis zum Sonntag schon einer. Nachher komme ich gleich mit ihm hinauf. Aber recht wäre es, wenn sich einer fände, der diesen Leuten den Herrn zeigen kann, weißt, ein recht haubuchener und windverdrehter Kunde, der . . . mit dem Stecken redet, statt mit dem Maul.“

„Wär' ihnen nur zu vergunnen.“

„Und du? Was . . .? Bißtest dir leicht schon etwas?“

„Gar nichts noch.“

„Wart einmal . . .! Der Wolferl möchte verkaufen . . . in der Au drüben, eine starke halbe Stunde von hier weg. Wollte, hör' ich, etwas Größeres. Das tauget' für dich, wenn . . . dir noch so viel bliebe. Schau dir's derweilen an! Wenn es dir tauget, geht nachher der Handel rascher vonstattan. Wäre wirklich ein Gelegenheitskauf.“

Der Rindlauer dankt für den Rat und die Bereitwilligkeit und geht nachher gleich in die sogenannte Au hinüber, des Wolferls Dertel anzusehen . . . Wäre nicht übel, auch der Preis wäre nicht übertrieben, aber ihm, dem Einödhafen, gefällt trotz aller Vorzüge so manches nicht recht. Zu viele Nachbarn ringsum, schier keine Berge in der Nähe und kein fließendes Wasser beim Hause, lediglich ein Pumpbrunnen. Aber, wie Gott will. Wenn sich oben im Bergwalde kein geruhsam Leben finden läßt, muß er es halt herunter suchen in der Eben'. Ueberall gibt es etwas, und so haareben geschliffen, wie es einer möchte und gern hätte, findet er es nirgends. Wenn der Torschmied einen Käufer

findet und bringt, geht er gleich den Handel auf beiden Seiten an und überfiedelt sofort nach Kaufabschlusse. Mit gutem Willen wird es schon gehen, und sie sind all' beide noch jung, und wenn die Kathel doch gesundete, sobald sie in ein friedlicheres Leben kommt, könnten sie sich bald wieder herausarbeiten. Dies und jenes richtete er sich anders ein, und in dem und jenem Stücke wollte er dem gewohnten Brauche folgen, wenn er damit auch hübsch weit abwicke vom Brauche in der Talgegend.

So sinnt und plant er dahin, als er wieder heimzu wandert und durch den Buchenjungwald der Steilhänge hinaufstrebt zur sogenannten Dachshäng'. Und es wird ihm völlig leichter zumute und hübsch ein Teil heiterer im Sinne.

Oben in der Dachshäng' ragt das Holzkreuz wie ehemals, aber das rostbraune Bild des Welt-erlösers liegt und hängt im Gezweige der Wild-rosenstaude, als . . . wäre der Feind im Umritt gewesen.

Als er in die Nähe kommt, geht ihn schier etwas wie Reue an ob seines gestrigen Jäh-zornes, und der Wurzerin Rede fällt ihm ein. Sie wollten das Kreuz wieder herrichten lassen. Mücht' wissen, was es wohl die anginge? Wenn er den Unsinn begangen, so hat er dafür auf-zukommen, und wenn der Handel halbwegs zu seinen Gunsten gerät, läßt er ein ganz neues Blech schneiden und recht schön malen, damit . . . Ja, aber helfen hätt' er ihm schon können, wo er doch baumfest im Rechte ist und trotzdem unterdrückt wird.

Ein plodernder Wind fegt ab und zu über die Hänge, und zeitweise treibt es bleigraue Wolkenschwaden über die Waldberge hin, wie wenn eine unsichtbare Hand einen Aschensack darüber schleifte. Es richtet augenscheinlich zu einem Wetterumschlage, aber ihm kann es wurscht sein. Was er die Zeit des schlechten Wetters über veräumt, kriegt der Käufer zum Nachholen, und unten in den Talgegenden ist der Frühjahrsanbau fast beendet. Ihm ver-schlägt es nichts oder nicht viel. Aber das sollte sich schicken, daß, wie der Dorfschmied meint, ein recht hainbuchener und windverdrehter Knoten aufs Kindlauer gütel käme, der den Wurzerleuten das Leben fürder so sauer machte, wie sie es ihm zurichten. Gerade damit sie auch empfänden, wie einem da zumute sein kann. Und solcher Bochen gibt es schon, ohne daß eines recht lange darum zu suchen brauchte.

Vor Mittag noch kommt er heim und ist um vieles aufgeräumter, denn die letzte Zeit her.

„In zwei, drei Wochen können wir erlöset sein,“ verhofft er. „Etwan schlägt es dir im Tale unten auch besser an, und du wirst bald wieder so frisch und gesund werden wie ehedvor. Man weiß oft nicht, wofür etwas gut ist.“

Nach dem Essen und nach der Stallarbeit

macht er sich daran, in Schuppen und Stadel aufzuräumen und zu ordnen, damit alles auf den Käufer den günstigsten Eindruck machte und solches über allerlei Mängel hinwegtäuschte, und zeitweise schaut er flüchtig nach dem sich immer mehr verdüsternden Wetter aus.

Es wird etwas daraus werden.

Um halben Nachmittag herum treibt ein ungefüger Windwirbel die ersten Schneeflocken als Vorboten daher, und nachher fällt das Geflocke sackdicht und beinahe fadengerade zur Erde nieder, so daß eins fast kaum vom Stadel bis zum Hause hinübersehen kann. Und eine Düstere kriegt es, als wenn sich die Nacht um gutding einen Vierteltag irren und schon anbrechen wollte.

Bis zum Abende liegt der Schnee schon knöchel-tief.

„Wenn es eine Weile so forttritt, geht es den Bäumen dran,“ fürchtet die Kathel, „die Obst-bäume bricht es auseinander, und den Wald wird es auch sauber zerfezen. Darf gerad' ein bißel feucht werden, der Schnee, und über Nacht einmal friert es die ganzen schweren Lasten an das Geäste, nachher . . .“

„Uns kann es jetzt schon wurscht sein,“ be-ruhigt der Michel. „In den Talgegenden unten wird es mehr regnen als schneien und keinen Schaden stiften, und heroben . . . Wen es trifft der hat es; uns nimmer.“

Am nächsten Morgen liegt der flaumige Schnee schon metertief, und der Michel muß erst aller-hand Gänge schaufeln und wühlen wie ein Scher in der Erden, ehe er zu Wasser, Stall und Stadel kann. Und noch alleweil schneit es, was vom Himmel fallen kann. Alles ist in Schnee-grau gehüllt, und im Geäste der Obstbäume beginnt es langsam zu knacken und zu brechen.

Der Kathel ist wieder etwas schlimmer zu-mute, und sie bleibt daher im Bette, während er in Stall und Haus herumwerkt und im stillen verhofft, daß sich das Kränkeln doch geben werde, wenn sie in eine andere Luft und in andere, friedlichere Verhältnisse käme.

Gegen Mittag hebt sich ein leichter Wind, wühlt die flaumigen Schneemassen tiefmächtig auf und treibt sie in dichten, undurchsichtigen Schwaden vor sich her und über Gefilde und Hänge, und es wird schon wieder zum Schneeschaufeln.

Nach dem Essen richtet der Michel übers Häckelschneiden, und als er damit fertig ist und wieder in die Stube kommt, nickt er ein paar Male bedentfam vor sich hin.

„Jetzt will erst das richtige Hundswetter werden.“

„Wird es leicht gar weich?“

„Kommt schon ganz schwer und naß daher.“

„Na, Gnade Gott! Die Bäume sind völlig hin und . . . das Wasser übereinander! Die

gute Erden wird es von den Feldern wegschwemmen, und . . . wer so in den Talböden daheim ist, wo die Wasser von allen Seiten zusammenrinnen, dem bin ich um diese Zeit nicht neidig.“

„Uns kann es nichts anhaben. Uns macht es da keinen Schaden mehr an den Bäumen und an den Feldern, und das Wasser kann uns auch nicht zu.“

Gegen Abend schon hat sich das Schneien in völligen Regen gewandelt. Die Dachtraufen rinnen und platschen und ganze Flächen Schnees rutschen und fahren von den Dächern und sumsen auf den Erdboden nieder. Der Michel schaufelt in aller Eile noch einige Gräben rings um Haus und Stadel, damit das Schneewasser bequemen Abfluß fände und nicht wider die Gebäulichkeiten drängte, dann verrichtet er seine gewohnten Arbeiten und sperrt Thor und Türen ab. In der warmen Stube sitzt er sich trocken, und dem Hauße kann keine Gefahr drohen. Bis es zum Schlafengehen wird, schnitzt er ein Paar Holzschuhsohlen aus, und dann vernimmt er auf einmal Klopfen und Pochen an der Türe.

„Ein genötigter Handel gewesen,“ gesteht der Michel mit leichtem Spötteln.

„Kann wohl sein. Und auf dem Heimwege sind Sie über die Dachshäng' herauf?“

„Mhm.“

„War damals das Blech schon vom Kreuze gefallen, als Sie vorbeigekommen sind?“

Halt aus! Da pfeift der Wind aus einer anderen Lücke. Der plant etwas wider ihn, und wenn ein Gendarm nach etwas forscht, lugt hinterhalb schon die Strafe hervor. Er ist in seinem Aufwachsen in den Bergeinöden und in seiner arglosen Aufrichtigkeit das Lügen nicht recht gewohnt, aber jetzt wird es wohl sein müssen. Den Prozeß verlieren und wegen so einer . . . Torheit vielleicht auch noch eingesperrt werden, wo die Kathel eh' schon alleweil kränkelet, und die meiste Zeit im Bett verbringen muß, wäre doch schon . . . mehr als sich eiter wünschen lassen könnte.

„M . . . m,“ widerneint er.

„Es war also noch oben?“

„Mhm. Aber gerade, wie ich vorbeigehe, kommt ein . . . jäher Windstoß daher und wirft es herab. Die Nägel halt ganz abgerostet.“

„Sie haben also gar nichts dazugetan, daß . . .?“

„M . . . m. Wäre mir gar nicht eingefallen. Ein Kreuz . . . und z'wegen was denn?“

„Die Wurzerin sagt aber . . .“

„Ah was! Die Wurzerin sagt mehr. Kein Mensch um und um gewesen, wie ich vorbeigegangen bin, keine Seele, die Wurzerin schon gar nicht. Und ich wüßte nicht . . . Wie ich gesagt habe, gerade so ist es gewesen. Da könnt Ihr selber sehen und kennen, wie uns diese Lente aussitzen und . . .“ wendet er nun den Spieß.

„Wer nicht selber mit ihnen zu tun hat, der glaubt gar nicht, was wir anzustehen haben,“ klagt auch die Kathel, und darauf nickt der Gendarm einige Male vor sich hin, wünscht einen guten Abend und geht wieder seiner Wege. Wenn es der Wagenschmiermann gesehen haben soll, wird es sich ja weisen.

„Wenn wir nur schon fort wären!“ wünscht die Kathel, als

er wieder in die Stube zurückkommt. „Es reißt nicht ab, und einen Frieden kriegen wir nicht, solange wir in dieser Nachbarschaft leben.“

„Schaut nicht her,“ gibt er etwas gedrückt zu und arbeitet wieder weiter. Der Gendarm wäre wohl wieder fort, aber eine gewisse Verstimmung und Aengstlichkeit will nicht von ihm weichen,



W. K. Müller

„Sie sind vorgestern in der Kreisstadt gewesen?“ fängt der Gendarm zu forschen an.

Wer wohl heute noch kommen könnte? Ein Gendarm begehrt Einlaß.

Nicht übel! Was wohl der noch zu suchen und zu wollen hätte im Rindlauerhöfel?

„Sie sind vorgestern in der Kreisstadt gewesen?“ fängt er zu forschen und zu bohren an, als sie in der Stube sind.

und beständig wähnt er einen kohlschwarzen Schatten neben sich . . . Wenn es doch noch herauskäme, und wenn ihn trotz allen Wähns doch etwer gesehen hätte! Wäre wahrhaftig dumm genug, und die Kathel . . . Aber diesem Ziefer, dieser Wurzerin, muß er doch noch ein paar gehörige Knüller beibringen, ehe er fortzieht. Geh' es nachher, wie es gehen möge! Und . . . wert ist sie es.

Eine Weile arbeitet er noch fort, und dann geht er auch zur Ruhe; aber die Geschichte will ihm nicht aus dem Kopfe, und das Gedrücktsein und die Zage wollen nicht weichen, so viel er sich auch selber Trost zuredet.

Die ganze Nacht über regnet es fort wie aus Gießkannen, und am nächsten Morgen gleicht der ganze Talgrund einem schmutziggelben Weiher. Einige kahlästige Erlen ragen daraus hervor, wo sonst die Bachwiesen liegen, und das Wurzerhaus steht völlig im Wasser. Unheimliches Rauschen und Gurgeln mischt sich in das Plätschen des noch immer herniederströmenden Regens, und es ist, als wenn die ganze Luft lebendig geworden wäre und . . . ächzte, oder wie wenn Gießschollen oder Steine aneinanderreiben.

Als der Kindlauer in den Stadel hinübergeht, um Futter zu holen für das Vieh, sieht er die Wasser, und ein befriedigendes, beinahe schadensfrohes Grinsen zuckt um seinen Mund . . . Die Bachwiesen! Dem Wasser kann der Wurzer wohl nicht die Ab- und Zufuhr verbieten, wie ihm und . . . jetzt auch das Wasser ums Haus! Jetzt werden sie auch spüren und empfinden, wie es ist, wenn etwer eine Kimmernis hat oder eine Not . . . So! Da schießt gar einer! Dem verzweifelten Wildschützengewölket ist doch kein Wetter zu schlecht und kein Regen zu dicht . . . Gestern noch schickt ihm das Ziefer den Gendarmen ins Haus, und heute . . . Ist's nicht, als wenn etwer schreien täte? Vielleicht gar das . . . Geniste da drüben? Seinetwegen aber schon, er . . . Trotzdem jedoch legt er die Hand ans Ohr und horcht . . . Eintöniges Plätschern und Gurgeln und . . . Ja, es schreit etwer und . . . es ist dort drüben, wo geschossen wird. Notschüsse! . . . Kann eh' sein, daß ihnen schon angst und bange wird, denn die Wasser werden nicht weniger. Aber recht geschieht ihnen. Jrgendein Nachbar, der oder der, wenn daran schuld wäre, daß ein ungeru gesehen Wässerlein über ihren Grund räume oder gar an ihr Haus drängte, verklagt würde er, und an den Galgen müßte er, wenn es sich halbwegs ermachen ließe. Nun sollen sie den Regen verklagen oder gar den Herrgott, der regnen läßt! Den . . . Herrgott! Malefizspiel! Den hat er ja vom Kreuz heruntergeschlagen, und der . . .

Hastig schüttelt er den Kopf und rennt ins Haus zurück, schüttet dem Geviehet das Häckel in die Barren und geht nachher in die Stube,

die Kathel auf das Wasser und die Lage im Wurzerhause aufmerksam zu machen.

„Mein Gott!“ entsetzt sich diese, als sie zum Fenster hinausschaut. „Ganz in Wasser und . . . vielleicht ertrinken sie gar! Wenn ich daran denke, wenn es bei uns so wäre . . .“

„So Leute sollen einz nicht erbarmen,“ erinnert er. „Dieser Haß und . . . diese Nachsucht . . .!“

„Sagt man! Aber das Kindel, das sie haben, und die Kindsbirn! Das unschuldige Vieh! Und es wird alleweil mehr Wasser.“

„Alleweil noch mehr. Es kommt erst von den Höhen und Hängen herab.“

Eines Vatermüßers Länge fällt kein Wort. Jedes schaut zum Fenster hinaus auf die sich im Talgrunde breiten Wasser, beim Ofen hinten tickt die Wanduhr und draußen rieselt der Regen und plätscht die Schartraufe.

Wieder hallt ein Schuß durch das schaumige Rauschen und Plätschen.

„Wenn d' ihnen hälfezt, wenn . . . es ginge!“ drückt die Kathel nachher etwas zag und unschlüssig heraus und schämt sich beinahe selber dieser Weichheit.

„Sakra . . .!“ jümt er. „Wahr wäre es ja eigentlich: in so einem Falle sollt' eines dem anderen helfen, aber . . . sie täten uns gewiß nicht helfen. Die nicht.“

„Wer weiß? In so einem Falle . . .“

„Ich weiß nicht . . . Wenn es ihnen nicht ans Leben ginge . . .“

„Wenn d' ihnen doch hälfezt! Die Wasser werden alleweil mehr. Aber ja nicht zu weit wagen!“ mahnt sie von vornherein. „Was nicht ginge, sel ging' eben nicht. Nur das Kindel, die Unschuldigen . . .“

„Sakra . . .!“ kreißt er steinhart heraus, um die auch ihn allmählich anschleichende Weichheit zu übertünchen. „Die . . . Unschuldigen! Wahr wär' es ja . . . Ganz wurst!“ entschließt er sich gleich darauf. „Gerade daß sie sehen, daß man nicht so ist. Nachher können sie uns wieder auf . . . den Kirschbaum steigen. Gerade zu Trug!“

Und er schlüpft hastig in die Stiefel, nimmt Hut und Zoppe und wendet sich der Türe zu.

„Man wird ja sehen.“

„Aber nicht zu weit wagen, Michel! Was täte ich . . .?“

„Man wird ja sehen . . .“

Auf der Gred draußen nimmt er einen Feuerhaken von den Holznägel und haftet damit dem Talgrunde zu. Bei den Bachwiesen unten steht er schon bis fast zur Mitte im eiskalten Schneewasser, und dorten hört er durch das Rauschen und Gurgeln der Wasser ganz deutlich die Hilferufe der Wurzerin.

„Helft! Um Gottes willen: helft uns etwer!“ Ein paar Augenblicke bleibt er unschlüssig

und überlegend stehen. Soll er, oder soll er nicht? Jetzt schreit und winselt das Zieher, und gestern noch . . . Ah was! Naß ist er nun schon bis auf Haut und Leben, und so geht es unter einem Aufwaschen. Zieher als bis zur Brust kann er aller Berechnung nach vorläufig nicht ins Wasser geraten, und je länger er wartet, desto höher steigt das Wildwasser! . . . Gewagt wird es, und . . . gerade daß sie es sehen!

Mit dem Feuerhaken stemmt er sich fest wider die strömenden Wasser, und bei der Brücke unten gerät er tatsächlich bis zu den Achseln in die schmutziggelbe Flut. Ein Glück nur, daß das Wasser nicht gerade reißt.

Die Wurzerin ist mit Kind und Kindsmagd schon auf den Dachboden hinaufgeschlichen und schreit von dorten durchs Fenster hinaus; der Sepp aber wartet vor dem Stalle im halb manns-tiefen Wasser umher und weiß in der Not nicht, wo und was er anpacken soll . . . er allein! Was richtet auch einer allein?



„Fahre du!“ preßt der Wurzer mit zitternder Stimme heraus.

„Michel, hilf mir!“ bittet er, als er den Nachbar daherwaten sieht. „Ich allein . . .“
„Husten tu ich dir etwas,“ prustet der Kogengrob heraus. „Lump, recht schlechter! Schau, daß wir zuerst deinen Hölldrachen und die Kinder fortbringen! Das Wasser wird alleweil ärger . . .“
„Das ist's ja. Die ganze Hütten schwemmt es noch weg.“
„Recht geschäh' euch.“
„Wohin aber?“
„Sakra! Frage nicht lange! Schau, daß etwas vom Fleck geht!“
„Das Vieh . . .“
„Schau, sag' ich, daß etwas weiter geht, sonst . . . stoß ich dich ins Wasser! Lasse das Vieh ab und wieder die Ochsen ein, und nachher . . .“

Das Weibergeflanket' . . . Wenn d' nicht weiter machst: von mir aus erfauft ihr alle . . . Wieder die Ochsen ein, sag' ich! Nachher hängen wir das übrige Vieh aneinander und hinten an den Wagen, und die Kalbeln und das Weibergeflanket' werfen wir auf den Wagen. Schau, daß etwas weitergeht!“

Während nun der Wurzer in den schon halb manns-hoch mit Wasser gefüllten Stall hastet, um die Ochsen ins Joch zu wieder, zieht er einen aufgeleiterten Wagen aus der Schupse und stellt ihn vor die Gred hin. Bis der Sepp dann die Ochsen vorspannt, holt er die völlig außer sich geratene Nachbarin, das Kind und die Kindsdien vom Boden herunter und setzt sie auf den Wagen. Dann tragen sie die zwei Kälber herbei, heben sie ebenfalls auf den Wagen und fetten sie an den Leiterbäumen fest, und endlich wird das übrige Vieh aus dem Stalle geführt und aneinandergekoppelt.

Die Wurzerin jammert und winselt in einem Atem, und das Vieh schreit und brüllt in seiner Angst und Lebensnot und will aufs Geratewohl davon und dem Wasser entfliehen.

Da packt der Rindlauer wieder seinen Feuerhaken.

„So: jetzt! Fährst du, oder fahre ich?“
„Fahre du!“ preßt der Wurzer mit vor Kälte und Not zitternder und bebender Stimme heraus.

„Nun also: In Gottes Namen! Ein jedes fest anhalten! Beim Bach unten geht es hübsch tief hinein. Und du hältst dich hinten am Wagen fest und schaust, daß dir kein Vieh auskommt. Was hin ist, ist dir hin.“

„Fahre zu!“
Und der Rindlauer treibt das Gespann an. Bis gegen den Bach hinunter geht alles so halbwegs; aber dort scheuen die Ochsen vor dem

immer tiefer werdenden Wasser und wollen wieder zurück. Eine gute Weile nun raust und flucht der Rindlauer mit dem bockbeinigen und allweg wieder rückwärtsdrängenden Vieh, ohne weiter und vom Flecke zu kommen. Des Wassers ist schon ein beträchtliches mehr denn vorhin, und auf dem schmutziggelben Gewelle treiben schon Holzscheiter und Schleifholzprügel. Wenn man noch eine Weile herumzaudern und herumraufen muß, nachher . . . kann's erst noch gefehlt gehen. Auslassen aber kann er die Tiere nicht, sonst nehmen sie den Weg, den ihnen ihr Ochsenverstand am geratensten vorgaukelt.

Also hält er sich mit der einen Hand fest an die Deichsel, und mit der anderen und dem Feuerhaken driecht er blindlings auf die Ochsen ein, bis es denen zu toll wird und sie zornwütig nach vorwärts streben.

Das Brausen und Gurgeln der Wildwasser, das Fluchen und Schreien des Fuhrmannes und des Wurzers hinter dem Wagen und das Brüllen des sich in Todesängsten befindlichen Viehes mischt sich zu grauigem Gewirre, und selbst das kleine Rind fängt zu schreien und zu kirren an.

An der tiefsten Stelle schlägt das Wasser bereits über den Rücken der größeren Tiere zusammen, und nur die Köpfe ragen über die Fluten empor. Eine kleinere Kalbin hebt es bereits, und nur die Koppelung rettet sie vor dem Davontreiben.

Unter fortwährendem Einschlagen auf die Zugochsen gerät man allmählich doch aus dem tiefsten Wasser, und nun drängt alles von selber und instinktmäßig vorwärts, und in kurzer Weile hat man die Wasser hinter sich und sichtbaren Boden unter den Füßen.

„Malefizgespiel übereinander!“ kreißt nun der Rindlauer und läßt die Ochsen aus der führenden Hand. „So ein . . . so eine . . . ! Wenn es noch so kalt wäre, würde man schwitzen.“

Im Rindlauer Höfel schafft man zu allererst die Wurzerin und das kleine „Geflanke“ in die warme Stube, und die Kathel bringt an trockenem Gewande herbei, was sie gerade vorfindet. Bis die zwei Männerleute die Kälber in den Stall und das übrige Vieh in die Streuschupfe bringen, hilft sie beim Umziehen und tröstet, so gut sie es zuwegebringt. Mit aller Gewalt drängt sie ihre Abneigung und allen Widerwillen gegen dieses höllböse und in ihrer Rachsucht unerbittliche Weib zur Seite und zurück, und trachtet, mit keinem unbedachten Worte an den bisherigen Verhältnissen zu streifen. Die Leute sind jetzt in der Not, und da muß eins für ein Zeitlein alles übrige vergessen können. Die Wurzerin aber bringt kein Wort über ihre vor Frost und Not bebenden und zuckenden Lippen. Wie eine halb Freie läßt sie alles mit sich geschehen, setzt sich dann auf die Ofenbank nieder, drückt das wimmernde Rind an sich und stiert

wie völlig von Sinnen vor sich hin. Selbst als die beiden Männer fertig sind mit dem Umziehen, bringt sie keinen Muck aus sich. In ihrer Brust aber arbeitet es wie in einer Zeugschmiede. Herz und Pulsschlag pochen schier zum Zerspringen, und durch die trostlose Düsterteit in ihr sprühen und funken die Gedanken in hastigem Gewirre wie die Funken von gehämmertem Glüh Eisen und aus der Esse. So kann und muß es sich schicken! Diesen Leuten muß sie sich auf die Bank setzen und sogar ihr Gewand muß sie auf den Leib nehmen, wo . . . die wilden Wasser durch ihr Haus fließen und an allen Ecken und Enden spülen und schwemmen, bis . . . Nein, jetzt wär' es ihr beinahe lieber, sie wäre ertrunken und sähe und wüßte von all diesem nichts mehr.

„Wie sich das Wasser verlaufen hat, können wir eh' gleich wieder heim,“ tröstet sie der Sepp und setzt sich steinhart aufseufzend neben sie. Aber sie rührt und regt sich nicht.

Die Kathel deckt den Tisch und stellt eine mächtige Suppenschüssel darauf.

„So, jetzt geht zum Essen!“ läßt sie so unbehagen und gleichmütig wie möglich ein. „Wir haben auch noch nicht gegessen, und etwas Warmes tut jedem not.“

„Eßt nur!“ kreißt der Wurzer verlegen. „Wir . . .“

„Jetzt . . . mach' keine Geschichten und Schnacksen!“ nötigt der Michel. „Heute ist es einmal so, und ein andermal ist es wieder anders. Euer Hans steht jetzt unter Wasser, und . . . essen muß der Mensch etwas. Eine warme Suppen, und . . . wir gehen nicht betteln derentwegen. Ruck an, sag ich, sonst . . . sonst ärgerst mich.“

Und er greift kurzerhand mit seinen derben Fäusten zu und schiebt eines um das andere an den Tisch und zur Morgensuppe. Dann vergißt er über dem ganzen Turbel des heutigen Morgens ganz darauf, daß er sich vorgenommen, nicht mehr zu beten, weil ihm der Herrgott nicht geholfen in seinem Prozesse wider diese Leute, macht das Kreuz und betet, wie er es allweg von Jugend auf gewohnt ist, und wie er es gehalten bis in die letzten Tage.

„Herr, himmlischer Vater, segne uns alle Speiß' und Trank, die du uns in deiner großen Güte . . . und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern . . .“

Da zuckt und reißt es plötzlich an der Wurzerin fest zusammengekniffenem Mund, ihre Augen beginnen zu zwinkern und die hellen Tränen brechen daraus hervor. Wie erblindet tastet und tappt sie nach der angefeindeten Nachbarin Händen.

„Wenn ihr vergessen könntet . . .“ preßt sie zwischen schütterndem Fleunen heraus. „Wir machen jetzt alles . . . wieder recht . . .“

„Iß nur jetzt!“ weicht die einer peinlichen Auseinandersetzung aus. „Etwas Warmes müßt ihr in den halberfrorenen Leib kriegen. Dirndel, mach' du die Geßheitere! Greif zu und iß!“ wendet sie sich gleich darauf an die Kindsmagd, die es sich auch nicht lange schaffen läßt.

„Das kann ich euch all meiner Lebtag' nimmer vergelten,“ kreißt der Wurzer räusp'nd heraus. „Wenn du nicht zu Hilfe kommst . . . Und dein eigen Leben . . .“

„Iß jetzt!“ lehnt der kurz ab.

„Nein, Michel, zuerst müssen wir aufs gleiche kommen. Jetzt sind wir an der Reihe. Wenn d' magst, so ist der Hundsprözeß aus . . .“

„Iß eh' aus.“

„Nein, ganz anders. Weit anders. Du fährst zu deiner Wiesen, wie du magst und wenn du willst, und ich lasse dir einen eigenen Weg liegen. Und . . . die Kosten jetzt . . . die . . . zahlen halt wir,“ preßt er mühsam und geradezu sich zwingend heraus.

„Nachher reunt ihr davon,“ erinnert der Kindlauer.

„Ganz gleich. Man weiß eh' noch nicht . . .“

„Nein, weißt was?“ mischt sich die Kathel nun in den Handel, in dem sie bislang noch nie mitgeredet. „Jetztund sag' ich einmal ein Wort. Wenn ihr euch schon . . . so stellen wolltet, und wenn . . . Na, halt kurz herausgesagt: die Kosten zahlen wir nachher miteinander. Wenn es euch recht ist, und . . . wenn so ein Frieden und eine Einigkeit zuwege kommen wollten. Wir hätten sonst eh' schon einen Käufer und auch einen Kauf . . .“ lügt sie zu kräftigerem Nachdrucke.

„Nein, bleibt da!“ bittet die Wurzerin schier. „Werdet es sehen: nichts wird mehr vorkommen, gar nichts mehr.“

„Wenn es wahr ist,“ zweifelt der Michel.

„Gewiß . . .“

„Und wo wir helfen können . . .“ verspricht der Sepp. „Nur sagen! Mitten in der Nacht, wenn es sein muß . . . Weil . . . weil wir so etwas nicht verdient haben . . .“

„Eßet jetzt! Der ganze Schwaz . . .“

Und dann langen sie schüchtern und geschämig zu und schlucken mit der warmen, wohlthuenden Suppe manch bitteren Selbstvorwurf und hie und da auch ein Tränlein hinunter. Draußen aber rieselt der Regen und plätscht die Schartraufe, als wollt' es zu einer neuen Sintflut kommen. Des Kindlauer's Blick aber streift in währendem Essen und Dahinsinnen das im Tischwinkel hängende Kreuz, und ein seltsamer Gedanke zwingt sich zwischen den anderen durch wie ein mutwilliger Ränge zwischen ältere, geßtere Leute . . . Jetzt sitzen sie alle um ein und denselben Tisch herum und Wöffeln aus ein und derselben Schüssel, Widerfacher und Widerfacher, und gestern noch und vorgestern . . .

„Sakra! Jetzt weiß ich selber nicht, bin ich auf dem Wege oder auf dem Holzwege,“ sinnt er in seiner ungechlachten Weise vor sich hin. „Hast du die Hand im Geßpiel oder nicht? Jetzt wär' er so viel wie gewonnen, der Prozeß, und eine Ruhe und ein Frieden schauen auch her . . .“

Als der Sommer ins Land zieht, hängt am Kreuzholze in der Dachshäng' oben ein neuer Herrgott, das heißt, ein Bild des sterbenden Welterlösers, aus neuem, frisch und sauber bemaltem Bleche, und die Dornrosenstaude schlingt ihre jungen Schosse bis zu den Kreuzarmen hinauf und schmückt das Heils- und Segenszeichen der Christenheit mit einer Anzahl lebfrischer Rosen.

Auch in diese Kosten haben sich die ehemals so feindlichen Nachbarn geteilt, und der Kindlauer nickt allemal, so oft er am Kreuze vorbeikommt. „Bist halt doch du es gewesen, der uns geholfen hat, und der den Frieden in den Pechgraben gebracht hat. Ich zähle schon . . .“

Verbotene Früchte.

Von Marie M. Schenk.

Serenissimus war nicht nur ein ganz vortrefflicher Fürst im allgemeinen, sondern auch ein ausgezeichneteter Landesvater im besonderen. In jedem Winkelchen seines Landes kannte er sich so gut aus wie in seiner hochfürstlichen Tasche; nicht die kleinste Kleinigkeit konnte geschehen, ohne daß er davon Kenntnis nahm, und um alles und jedes kümmerte er sich mit bewundernswerter Ausdauer — bei gewöhnlichen Sterblichen würde man sagen: er steckte seine Nase in alles. Die meisten seiner Untertanen — es waren deren etliche tausend Seelen und fünfzig Soldaten — kannte er; wenn nicht mit Namen, so doch dem Ansehen nach, und wußte über ihre Lebensumstände genau Bescheid; für seine nächste Umgebung war er in so eindringlicher Weise besorgt, daß die davon Betroffenen es sicher lästig empfunden hätten, wenn Serenissimus nicht eben — Serenissimus gewesen wäre.

Das Regieren nahm er äußerst wichtig und gewissenhaft; mindestens eine Stunde täglich — ohne zwingende Not sicher keine Minute weniger — brachte er damit zu, für das Wohl und Wehe seiner Landesfinder zu sorgen, wobei er mit solcher Gründlichkeit zu Werk ging, daß sein ganzer Regierungsstab, vom ersten Minister an bis herab zum letzten Schreiber, erleichtert aufatmete, wenn die Uhr die Stunde schlug und Serenissimus erschöpft und müde das Szepter niederlegte, worauf in allen Amtsstuben die übrige Zeit des Tages fieberhaft geschafft wurde, um die verwirrten Regierungsgeschäfte wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Aber nicht nur um den Staatshaushalt allein, insbesondere auch um den Hofhaushalt kümmerte sich Serenissimus in wahrhaft väterlicher Weise; höchstselbst sah er überall nach dem Rechten und sorgte seiner Meinung nach vortrefflich dafür, daß nach Kräften an allen Ecken und Enden zum Segen des Landes gespart wurde, zur nicht gelinden Verzweiflung des Oberhofmeisters und aller, die nach diesem kamen. Kaum ein Huhn konnte legen, ohne daß Serenissimus von seinem Gackern gnädigst Kenntnis nahm, und nicht die letzte Ofenmagd konnte ein Scheit Holz zuviel in den Kamin schieben, ohne gewärtigen zu müssen, dafür einen hochfürstlichen Küffel erteilt zu bekommen. Bedauerlicherweise wußte nicht jeder diese hervorragende Fürsorge des Landesvaters richtig einzuschätzen und manch einer nannte ihn im geheimsten Herzenswinkel oder wenn er ganz sicher war, daß ihn beileibe keiner hörte: Dätteleesfürst, was ins Hochdeutsche und Bürgerliche übersezt etwa Topfgucker bedeutet.

Und obwohl es sehr bitter ist und darüber zu reden beinahe an Landesverrat streift, muß es dennoch gesagt werden: auch Serenissima hatte diese wenig hochschätzende Meinung von ihrem durchlauchtigsten Herrn und Gebieter. Die junge Fürstin war eine geistreich und ungemein großzügig veranlagte Dame und in allen Stücken sozusagen das genaue Widerspiel ihres um viel älteren Gemahls. In die Politik und die Angelegenheiten anderer Leute mißchte sie sich grundsätzlich nicht, und obwohl sie das niedliche Himmelfahrtsnäschen reichlich hoch trug und der Mensch bei ihr erst beim blauen Blut und der Adelskrone begann, sie auch dem Lande in einem Monat mehr an Lasten auferlegte, als Serenissimus in einem Jahre einsparen konnte, war sie bei Hof und im Volke außerordentlich beliebt. Und wenn sie auch zuzeiten vornehm und zurückhaltend bis zur Unnahbarkeit sein konnte, eignete ihr doch für den Tagesgebrauch ein gesunder, urwichtiger Humor; sie lachte gerne und hatte Verständnis für einen guten Spaß, und ihre ganze Staats- und Lebensweisheit wurzelte in dem einen Satz: Leben — und leben lassen.

Mit Serenissimus, der selbst vor seinem Kammerdiener jederzeit ganz Hoheit und Würde blieb, vertrat sich Serenissima über die Tafelzeit und bei Hof- und Landesfeierlichkeiten — den fast einzigen Anlässen, bei denen die hohen Herrschaften in nähere Berührung miteinander kamen — vortrefflich. Allerdings ließ sie kaum eine Gelegenheit vorübergehen, um den solch frivolen Dingen durchaus abholden Fürsten mit ihren ebenso geistvollen als spitzfindigen Neckereien den Fehdehandschuh hinzuwerfen; wenn es ihr auch selten gelang, Serenissimus aus seiner feierlich gemessenen Ruhe zu bringen, so lieferte Serenissima dadurch ihrem lieben Volke doch den vollgültigen Beweis einer glücklichen Ehe —

vorausgesetzt, daß es das liebe Volk mit dem Sprichwort hielt: Was sich liebt, das neckt sich.

Unter seinen vielen Regierungs- und Hofhaltungsjorgen hatte Serenissimus eine, die — wenn man so sagen darf —, höchstfein Leibstückenpferd war, nämlich die fürstlichen Gartenanlagen, die weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt waren. Es handelte sich dabei aber nicht etwa um die Jahrhunderte alten Lustgehölze oder die kunstvoll zugeschnittenen Taxusgänge, auch nicht um die kostbaren Rosenpflanzungen, noch um die zahlreichen Gewächshäuser, die unerhörte heimische und fremdländische Seltsamkeiten aufwies. Vielmehr galt diese seine besondere Vorliebe ganz einfach den Gemüse- und Obstgärten, oder ganz genau ausgedrückt: der Himbeeranlage. Andern hohen Herrschaften beliebte es, Rosen zu veredeln oder Nelken zu züchten — Serenissimus aber pflanzte Himbeeren, und konnte sich nicht genug darin tun, immer noch neuere und köstlichere Arten aufzutreiben, von der frühesten immertragenden an bis zu der erst gegen Sommerende reisenden. Denn Serenissimus aß für sein Leben gern frische Himbeeren mit Schlagrahm, und solange die Stauden Früchte trugen — von der ersten Beere bis zur letzten — bildete seine Lieblingsfrucht den täglichen Nachtriß der fürstlichen Tafel.

Das geschah zum gelinden Verdruß von Serenissima, die behauptete, dies gemeine Landobst nicht vertragen zu können, es in Folge dessen auch vollständig verschmähte und sich dafür im Treibhaus mit vieler Mühe gezogene edle, aber fast saft- und kraftlose Pflümche auftragen ließ.

Nie war Serenissimus gnädiger, nie war seine Laune huldvoller und herablassender als zur Zeit der Himbeerreife. Das ganze Land verfolgte mit reger Anteilnahme die Ernteaussichten für die fürstliche Lieblingsfrucht; hing doch davon bis zu einem gewissen Grade das Allgemeinwohl ab. Denn es konnte vorkommen, daß Serenissimus im Eifer, das Gedeihen der Himbeeren und ihr Reifen zu beobachten, die sonst so gewissenhaft eingehaltene Stunde des Regierens vergaß, und das war ihm und dem Lande wohl zu gönnen.

Wieder einmal war die Zeit der Himbeerreife herangekommen; tagtäglich wanderte Serenissimus durch die langen Reihen der Himbeerstauden, tagtäglich verkürzte er in der freudigen Erwartung seines künftigen Genusses die Stunde des Regierens um ein paar gewichtige Minuten, und tagtäglich ward seine Laune gnädiger, denn die Ernte versprach ausgezeichnet zu werden. Im ganzen Lande machte sich die wohlthätige Wirkung fühlbar und bei Hof begann man wie alljährlich sich langsam und lebenswürdig in zwei Lager zu teilen: Hie Himbeere — hie Pflümchen! Und endlich war es soweit: Serenissi-

mus hatte höchsteigentlich die erste Himbeere gepflückt und sie mit Kerntermiene gekostet; damit war dem Oberhofmeister das Zeichen gegeben: vom morgigen Tag an hat die Himbeere auf der fürstlichen Tafel zu erscheinen.

Bis hierher hatte sich alles in der altgewohnten Weise abgespielt, nun aber nahm mit einemmal die hochwichtige Angelegenheit eine ungeahnte Wendung.

Wenn es Serenissimus beliebte, durch die Himbeerpflanzungen zu wandern, was ausschließlich vor der Stunde des Regierens — also zwischen elf und zwölf Uhr des Vormittags — geschah, durfte kein anderer Sterblicher in diesem Teil des Gartens sich aufhalten. Daher mußte das Pflücken der Himbeeren zu einer früheren Morgenstunde, wenn Serenissimus sich, der Ruhe pflegend, auf das Regieren vorbereitete, vorgenommen werden. Zu allem Ueberfluß wurde noch eine Wache aufgestellt, die einen etwaigen verfrühten Besuch des Fürsten rechtzeitig zu melden hatte; doch da dieser Fall seit Menschengedenken nie eingetreten war — denn Serenissimus war die Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit selber — ward die Wache lässig und fehlte manchmal ganz.

So auch an einem prachtvollen Sommermorgen, an dem Serenissimus schon um zehn Uhr den Himbeerstauden zuwanderte; der Himmel mag wissen, warum so frühe. Vielleicht gingen die Uhren an diesem Tage nicht richtig oder Serenissimus konnte sein Verlangen nach seiner Lieblingsfrucht nicht länger mehr bezähmen, kurzum: als der erschrockene Kammerdiener den unerhörten Vorgang entdeckte und ihn stehenden Fußes in eigener Person dem bestürzten Oberhofmeister meldete, war das Unglück schon geschehen. Serenissimus kehrte in allerunmüdigster Laune aus dem Beerengarten zurück, maß den fast bis zum Boden sich verneigenden Oberhofmeister mit einem wahrhaft vernichtenden Blick und regierte an diesem Tage fürchterlich.

Es ist unmöglich zu beschreiben, wie dieses Ereignis auf die ganze Hofhaltung wirkte; wenn ein verheerendes Hagelwetter niedergegangen und der Wärmegrad plötzlich tief unter den Gefrierpunkt gesunken wäre, sämtliche Bewohner des fürstlichen Schlosses hätten nicht mit erschreckteren und wie vom Frost erstarrten Gesichtern durch die Gänge schleichen können. Einer flüsterte dem andern schauernd seine Vermutungen zu; keiner wußte, was eigentlich geschehen war, doch etwas ganz Fürchterliches mußte es schon sein, und mit den Himbeeren hing es unbedingt zusammen.

Aber es kam noch schlimmer, und das Erschrecken steigerte sich zum Entsetzen, als am Schlusse des Mahles eine Schüssel voll der wunderbarsten Himbeeren, die in Schlagsahne ruhten, wie Alpenglühn auf Firnschnee, von Serenissimus mit einer strengen Handbewegung

und dem Ausdruck des allergrößten Mißbehagens rundweg abgelehnt wurde.

Das war ein nie dagewesenes, fast unglaubliches Ereignis! Der Hofgesellschaft stockte schier der Atem, und der Oberhofmeister kämpfte mannhafte gegen einen Ohnmachtsanfall. Kein Zweifel: man stand am Vorabende großer Dinge und hatte Grund, das Schlimmste zu befürchten.

Nur Serenissima blieb inmitten des Wirrsals heiter und gelassen und hob ihr niedliches Stumpfnäschen — wie scharfe Augen sehen wollten — etwas schadenfroh himmelwärts; heiter und gelassen führte sie ihr langstieliges Glas vor die Augen und betrachtete eingehend und forschend die vor ihr stehende Silberchale mit den zartrotbackigen Pfirsichen. Heiter und gelassen wählte sie die zwei schönsten aus, legte sie eigenhändig auf ein Kristalltellerchen und bot dieses mit vollendeter Liebenswürdigkeit Serenissimus über den Tisch hinüber an: „Ewer Liebden als schwachen Erjaz und zum Tausch für die verschmähten Himbeeren.“ Dann ließ sie sich die Himbereschüssel reichen, legte sich heiter und gelassen



Sie bot die Pfirsiche mit vollendeter Liebenswürdigkeit Serenissimus an.

einen kleinen Berg von der ihr sonst unausstehlichen Speise vor und verzehrte sie mit sichtlichem Behagen. Sie schien es weiter gar nicht zu beachten, daß Serenissimus die Pfirsiche keines Blickes würdigte, sondern ingrimmig und auf's äußerste verstimmt mit kaum zu bemeisternder Ungeduld das Ende des Mahles abzuwarten vermochte.

An diesem schlimmen Tage ging schon alles

verkehrt! Anstatt wie sonst um diese Stunde der wohlverdienten Ruhe zu pflegen, ging Serenissimus gewiß zehn Minuten mit finstern Ausdruck erregt in seinem Arbeitszimmer auf und ab, dann zog er kurz und kräftig die Klingelschnur und befahl dem Kammerdiener, der, auf alles gefaßt, mit schlotternden Knien kaum näherzutreten wagte, sofort den Oberhofmeister zu rufen.

Mit fliegenden Frackschößen und schiefstehender Perücke erschien dieser fast augenblicklich und bekam nun einen hochfürstlichen Wischer, der sich gewaschen hatte; aber er atmete erleichtert auf, als das kurze, dafür um so kräftigere Gewitter vorüberging, ohne den gefürchteten Einschlag — seine Entlassung — zu bringen.

Was Serenissimus den Genuß der geliebten Himbeeren entleidet und seine gute Laune so jämmerlich erschüttert hatte, war schlimm — sehr schlimm sogar; aber doch nicht so schlimm, daß das Unheil nicht wieder gutgemacht werden konnte.

Die unerhörte Sache verhielt sich nämlich folgendermaßen: Als Serenissimus vergnügt und die kommenden Tafelfreunden vorgezogen durch die Himbeerstauden wanderte, entdeckte er plötzlich zwischen den Reihen die Taubenhanne, der das Geschäft des Pflückens übertragen war und die sich heute, im Gegensatz zu Serenissimus, verspätet hatte. Nun war Serenissimus nicht nur ein pflichtgetreu sorgender Landes- und Hausvater, sondern fast mehr noch ein großer Kunstfreund und schier übertriebener Schönheitschwärmer. Es genügte ihm nicht, daß eine Sache an und für sich schön sei, sie mußte ihm auch in schöner und anmutiger Weise dargeboten werden. Nach diesem Grundsatz war nämlich alles in seinem täglichen Leben geordnet, und dieser Grundsatz machte nicht etwa bei toten Gegenständen halt, sondern erstreckte sich auch auf alle Personen seiner nähern und weitem Umgebung. Das heißt: soweit es sich machen ließ — und nicht immer ließ es sich machen; immerhin konnte Serenissimus auf die zweite anerkannte Berühmtheit seines Hofes nicht minder stolz sein als auf die erste: der fürstliche Haushalt verfügte über die schmuckste und kräftigste Dienerschaft und der Hofstaat über die jüngsten und schönsten Hofdamen. Allerdings, auf die Minister und sonstigen hohen Würdenträger bei Hof ließ sich die Schönheitsforderung nicht ohne weiteres ausdehnen, aber darauf legte Serenissimus auch bedeutend weniger Wert.

Nun war die Taubenhanne ein wuseliges altes Weiblein, dem seit Jahren die Pflege des fürstlichen Hühnervolkes, die Tauben mitgerechnet, und als wichtiges Nebenamt das Pflücken der Himbeeren für die fürstliche Tafel oblag. Ihre müßerhafte Reinlichkeit war geradezu vorbildlich; aber eine Schönheit war die Hanne selbst in den Tagen ihrer blühendsten Jugend nicht ge-

wesen, und jetzt war sie eben, wie schon gesagt, ein zwar wuseliges und sauberes, aber hauptsächlich doch altes Weiblein, und konnte also vermöge dieser letzten Eigenschaft allein schon nicht dem entsprechen, was Serenissimus unter dem Begriff Schönheit empfand.

Und nun sich vorstellen zu müssen, daß die köstlichste und empfindlichste aller Früchte von den welken, runzeligen Händen der Taubenhanne gepflückt auf seine Tafel kam: dieser Gedanke war Serenissimus peinlich, höchst peinlich sogar, und raubte ihm jeden Genuß an der Lieblings Speise — ja, mehr noch: machte ihn rein unmöglich. Und somit werde Erzellenz wissen, was zu geschehen habe.

Das wußte Erzellenz auch sofort ganz genau und beeilte sich, augenblicklich gründliche Abhilfe zu schaffen. Zunächst gab er den empfangenen fürstlichen Wischer entsprechend weiter, und nun wanderte dieser von Stufe zu Stufe über alle möglichen Aemter bis hinab in die Küche, und von da zu der gänzlich schuldlosen Taubenhanne, allwo angelangt er inzwischen die Form eines regelrechten riesengroß ausgewachsenen Donnerwetters erlangt hatte. Dann wurde die trostlose Alte ohne weiteres ihres heikeln Amtes als Beerenpflückerin entsetzt und die gesamte niedere weibliche Dienerschaft beordert, zur egeren Auswahl anzutreten.

Aber an jeder hatte der gewichtige Oberhofmeister etwas auszuweisen, und obwohl ihm vor Eifer und Anstrengung die hellen Schweißtropfen auf der Stirne standen, konnte er nicht schlüssig werden: er fürchtete bei einem unbefriedigenden Ausfall der Wahl die fürstliche Ungnade.

Da kam mit zierlichen Schritten Annelore, des Obergärtners Tochter, über den Schloßhof geschritten und bei ihrem Anblick fiel dem Oberhofmeister ein mächtiger Stein vom Herzen: die neue fürstliche Beerenpflückerin war gefunden.

Jungfräulich und jugend schön, flink und lebensfroh, besaß Annelore alle jene Eigenschaften, die Serenissimus von einer Schönheit im allgemeinen und seiner Beerenpflückerin im besonderen verlangte. War nur noch ein Haken zu beseitigen: Annelore gehörte nicht zu der Dienerschaft des Schlosses, konnte also nicht beordert oder gar gezwungen werden, die wichtige Obliegenheit zu übernehmen; freiwillig mußte sie es tun, wenn sie ihr zuzwagte als ganz besondere Vergünstigung ehrenamtlich übertragen wurde.

In Anbetracht der Wichtigkeit des Falles, der keinerlei Aufschub duldete, begab sich der runde Oberhofmeister durch die Mittagshöhe stöhnend und seufzend in eigener Person nach den Gewächshäusern, wo der Obergärtner eben dabei war, eine neue Himbeerart, die er vom Ausland bezogen hatte, zur Beobachtung einzupflanzen; diese verantwortungreiche Sache überließ er keinem andern. Er zeigte zwar viel Verständnis

für die Mühe des Oberhofmeisters, machte aber ein sehr süßaueres Gesicht, als er vernahm, daß just seine Annelore zu dem ehrenvollen Amte einer fürstlichen Beerenspflückerin erkiesen worden sei. Er kannte Serenissimus und seine Schönheitschwärmerei genau und meinte, berechtigte Gründe gegen die angebotene Ehre haben zu können. Aber alle Einwände, die er bescheiden geltend machen wollte, wurden von dem Oberhofmeister fast liebevoll entkräftigt, und als er in der größten Bedrängnis war und ihm keinerlei Ausflüchte mehr einfielen, gab Annelore, die gerade dazukam, den

Ausschlag: knirend und mit schelmischem Lächeln versicherte sie, es werde ihr eine große Ehre und noch größere Freude sein, dem geliebten Landesvater zum ungetriebenen Genuße seiner Lieblingsfrucht zu verhelfen.

Der Vater runzelte ingrimmig die Stirn, der Oberhofmeister rieb sich schmunzelnd und zufrieden die Hände — und Annelore war wohlbestallte fürstliche Beerenspflückerin. Serenissimus nahm äußerst gnädig den Bericht des Oberhofmeisters über die günstige Lösung der wichtigen Frage entgegen; die neuernannte Hebe, wie er sich mehr scherzend als ganz zutreffend ausdrückte, war ihm

als Landesvater natürlich wohlbekannt und entsprach durchaus den Anforderungen, die er von ihrem Amte als untrennbar hielt. Seine finstere Miene entvölkte sich zusehends, und in leutseliger Laune entließ er den beglückten Oberhofmeister, schon im voraus schwelgend im morgigen Genuße der heute so schmerzlich entbehrten Himbeeren.

Durch das ganze Schloß und den gesamten Hofstaat ging ein hörbares Aufatmen: ein drohendes Unheil war noch einmal glücklich abgewendet worden. Noch früher als am Tage vorher machte sich am andern Morgen Serenissimus in vergnüglicher Laune auf den Weg zur Beerenanlage, gewärtig des doppelten Genußes, der seiner harrte. Vorsichtig, um die neuernannte Pflückerin nicht zu stören und zu verwirren, näherte er

sich, und ehbevor er noch Annelorens helles Kleid durch die Stauden schimmern sah, hörte er sie mit freier Stimme ein Liedchen trällern. Mit wahrhaft landesväterlichem Wohlwollen beobachtete er, von ihr ungesehen, die eifrige Hebe bei ihrer verantwortungsreichen Arbeit, und sein Lächeln ward immer zufriedener und seine Miene vergnügter.

Auf einmal stutzte Serenissimus, sah schärfer hin, beobachtete genauer — und stutzte noch mehr. Das Lächeln verschwand vollständig von seinem Gesicht und machte einem finstern Mißmut Platz; es war nicht anders, als zöge eine dunkle Wolke über ein helles Sommerland. Aber die Wolke verzog sich nicht, sie ward vielmehr immer finsterner und drohender, und plötzlich machte Serenissimus ingrimmig kehrt und schritt unwirsch und höchst ungnädig zum Schloß zurück.

Als Serenissimus dort anlangte, war ihm die Kunde von dem neuen fürstlichen Wetterumschlag — Gott mag wissen, auf welche Weise! — schon vorausgeeilt; lähmender Schrecken hujachte durch die weiten Gänge, und eisiges Schweigen füllte die Räume vom Keller bis unter das Dach. Als aber bei Tisch Serenissimus die geliebte Frucht

abermals, und diesmal mit noch widerwilligerer Gebärde der Abneigung von sich wies, steigerte sich das gestrige Entsetzen zur hellen Verzweiflung. Der Oberhofmeister versuchte kaum mehr, gegen den drohenden Ohnmachtsanfall zu kämpfen, und die hohe Tischgesellschaft samt und sonders hatte das Empfinden: nun stand man inmitten unerhörter, unheilvoller Dinge, und das gesürchtete Schlimmste war da!

Nur Serenissima allein blieb auch heute wie gestern heiter und gelassen und rechte ihr Stumpfnäschen noch um ein kleines höher; heute brauchte es nicht einmal scharfe Augen, um zu sehen, daß es mit offenkundiger Schadenfreude geschah. Zwar suchte sie diesmal keine Pfirsiche für Serenissimus aus, dafür aber ließ sie sich die Him-



Knirend versicherte sie, es werde ihr eine große Ehre sein, dem geliebten Landesvater zum ungetriebenen Genuße seiner Lieblingsfrucht zu verhelfen.

beerspeise ein zweitesmal reichen und gab sich heiter und gelassen und mit sichtlichem Wohlbehagen dem Genuße der verschmähten Liebingspeise ihres Gemahls hin.

Der unglückliche Oberhofmeister wartete gar nicht erst ab, bis er zu Serenissimus befohlen wurde. Gefnickt und vernichtet hat er um gnädige Audienz, entschlossen, sein Amt in die Hände seines hochfürstlichen Herrn zurückzugeben. Dieser ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen; hatte es gestern einen gehörigen Wischer gekostet, so gab es heute schon mehr einen gewaltigen Feger.

Heute stand die Beerenangelegenheit nämlich so: Die neue Hebe hatte anfänglich ihres Amtes vortrefflich gewaltet; brav und zierlich hatte sie mit ihren allerliebsten Fingerchen Beere um Beere gepflückt und gewissenhaft und reinlich in die Glaschale gebettet. Auf einmal schien sie aber von allen guten Geistern verlassen worden zu sein: anstatt in die Schale, wanderte ein Beerlein gedankenlos in den Mund, und dieses frevelhafte Beginnen wiederholte sich in kürzeren oder längeren Abständen. Abgesehen davon, daß solches gewissermaßen als Mundraub anzusprechen war, wolle bedacht werden: mit denselben — allerdings sehr niedlichen — Fingerchen erst ein Beerchen in den Mund stecken, dann wieder andere für Serenissimus in die Schale legen . . . mit denselben Fingerchen, man denke! — Nun hätte ja Serenissimus weder gegen die frischen Lippen noch die niedlichen Fingerchen der Pflückerin im einzelnen etwas einzuwenden gehabt; in dieser Zusammenstellung aber: Finger — Himbeere — Lippe war ihm die Sache durchaus zuwider und verdarb ihm jedwedes Verlangen nach der Liebingspeise.

Von einer Bestrafung der offensichtlich über ihre Pflichten nur sehr mangelhaft unterrichteten Pflückerin wollte Serenissimus übrigens abgesehen haben, dagegen sei mit allen Mitteln dafür zu sorgen, daß solche Ungehörigkeiten nie mehr vorkommen könnten. Und somit werde Exzellenz wissen, was zu tun sei.

Das wußte Exzellenz in diesem Falle in der Geschwindigkeit nun gar nicht, und in der Erwartung, daß ihm etwas einfalle, gab er einstweilen den fürstlichen Feger kräftig weiter, so daß er sich dann auch richtig wie eine Riesenslawine von Borwürfen über alle mehr oder minder Beteiligten bis in die Obergärtnerwohnung wälzte.

Annelore hielt lachend allen Beschuldigungen stand und leugnete keinen Augenblick, versicherte aber treuherzig: sie verstehe Serenissimus und seine Vorliebe vollkommen, denn die Himbeeren hätten prachttoll geschmeckt. Merkwürdigerweise fiel auch die väterliche Strafpredigt sehr gelinde aus; der Obergärtner hatte Mühe, ein leises Schmunzeln zu unterdrücken, und wenn er sich ärgerte, so war es höchstens darüber, daß die

kecke Annelore nicht stehenden Fußes aus Amt und Würde entlassen wurde, was ihm aus allerlei Gründen das liebste gewesen wäre.

Inzwischen starrte der geplagte Oberhofmeister vom Fenster seines behaglichen Amtszimmers in den sonnenbeschienenen Schloßhof hinab und wartete auf einen erlösenden Einfall, denn Gile tat not. Da zog mit klingendem Spiel die Schloßwache auf: zwei Trommler, zwei Trillerbläser und vier Wachsoldaten — und mit einem Schlage war ihm der rettende Ausweg klar. Schnurstracks ließ er das ganze verfügbare Heer antreten — die hohen und niederen Offiziere, Wachtuende und Urlauber abgerechnet, rund achtundzwanzig Mann — und hielt peinlich genaue Musterung. Ein strammer Flügelmann, der schmuckte und stattlichste der Soldaten, wurde auserwählt und dazu bestimmt, von nun ab tagtäglich die Himbeerpflückerin bei ihrem verantwortungsreichen Amte zu bewachen. Unerbittliche Strenge wurde ihm unter Androhung schärfster Strafen zur Pflicht gemacht — und diese Nacht schlief der Oberhofmeister sorglos und zufrieden, denn noch einmal, und diesmal gründlich, war das Unheil abgewendet worden.

In der Morgenfrühe des andern Tages sah man ein wunderliches Paar nach den Himbeeranlagen schreiten; voran trippelte die niedliche Annelore, das Körbchen mit der Glaschale für die Himbeeren am Arme, und mühte sich vergeblich, das übermüthige Funkeln ihrer Augen mit dem Ernst der Lage in Einklang zu bringen. Hinter ihr stapfte im strammen Stechschritt, die Muskete geschultert, ganz starre Pflichterfüllung bis in die Spitzen des pechschwarzen Schnurrbürtchens, der stattliche Flügelmann. Was bei Hof, vom Oberhofmeister an bis herab zum letzten Stalljungen, diesen Anblick genießen durfte, strahlte — Serenissima aber brach in ein helles, beinahe unfürstliches Lachen aus, und Serenissimus fühlte sich als Himbeerliebhaber und Schönheitschwärmer äußerst zufrieden.

Nun hatte es aber der Zufall gewollt, daß die Wache just Fritz, dem Jugendgespielen Annelorens und ehemaligem Gehilfen ihres Vaters, zufiel. Ihm behagte der Soldatenstand, den der Fürst keinem seiner schmucken Landesjöhne schenkte, gar wenig, aber zu seinem Leidwesen hatte er noch ein gut Teil seiner Zeit abzudienen, ehe er wieder zu seinem alten Lehrmeister zurückkehren und hoffen durfte, später vielleicht dessen Stelle zu erringen — und mit ihr Annelore. Heute zum erstenmal freute ihn sein Dienst über die Maßen, denn er war Annelore sehr gut und sah sie, seit er Soldat war, ohnedies selten genug. Aber durch kein noch so geringes Zeichen verriet er seine Freude, denn er kannte seine Pflicht genau, und da er außerdem über scharfe Augen und einen klaren Verstand verfügte, hatte er sonst noch allerhand gemerkt.

Als das Paar auf seinem Wege durch die hohen Tarnswände den beobachtenden Blicken entzogen wurde, drehte sich Annelore plötzlich auf dem Absatz herum und lachte dem im umgehenden Marschschritt fast gegen sie prallenden Fritz fröhlich ins Gesicht. Der verstand aber keinen Spaß; mit einem strammen Ruck machte er halt und kommandierte: „Vorwärts, Jungfer, marsch, marsch!“

„Aber Fritz!“ rief Annelore schmollend. „Hier gibt es nichts zu frißen!“ sagte Fritz überlaut, „Dienst ist Dienst; beliebe es der Jungfer, sich das zu merken. Marsch, marsch!“ „Grobian!“ schalt Annelore, zog ein schnippisches Gesicht, machte kehrt und marschierte mit zusammengepreßten Lippen nach den Himbeerstauden.

Dort begann sie emsig zu pflücken, ohne ihren bärbeißigen Wächter auch nur noch eines Blickes zu würdigen; aber nicht lange, so heiterte sich ihre finstere Miene auf und sie sumnte leise ein Liedchen vor sich hin, das sie früher oft mit Fritz zusammen gesungen hatte. Von unten herauf schielte sie vorsichtig nach ihm hinüber, um zu sehen, welche Wirkung ihr Gesang auf ihn ausübte. Aber sie mußte die für sie sehr betrübliche Feststellung machen: gar keine! — Steif und holzengerade mit unbewegtem Gesicht folgte Fritz Schritt für Schritt Annelorens Bewegungen und ließ sie keinen Augenblick außeracht. Da sang sie trotzig noch um ein wenig lautere und pflückte noch emsiger weiter, versank dabei aber in allerlei wunderliche Gedanken und plötzlich, ohne daß sie es selbst recht wußte, führte sie eine wunderschöne, purpurrote Himbeere nach dem Mund. Die süße Frucht erreichte aber ihre Lippen nicht.

„Halt!“ — schrie Fritz sie mit fürchterlicher Stimme an und hielt ihr die Muskete entgegen, so daß sie vor Schreck nicht nur die Beere, sondern beinahe auch das Körbchen mit der Glasschale fallen ließ. „Merke dich die Jungfer: noch einmal ein derartiges Unterfangen — und ich führe Sie ohne Guad und Pardon auf die Wache!“

„Hast du mich jetzt erschreckt!“ stotterte Annelore, „wer wird denn auch wegen so einem einzigen Beerlein solchen Lärm machen!“

„Eins oder hundert: es ist verboten!“ sagte Fritz streng; „die Jungfer ist zum letztenmal gewarnt, — ich kenne meine Pflicht!“

„Fritz, du bist ein Holzbock!“ schalt Annelore. „Im Dienst wird nicht gesprochen!“ lautete die schroffe Antwort.

Tief gekränkt und mit verdoppeltem Eifer pflückte Annelore weiter und Fritz nahm sein Hüteramt mit dreifacher Schärfe wieder auf. Aber nach einer kleinen Weile glitt plötzlich ein schalkhaftes Lächeln über sein Gesicht: dort drüben hinter den letzten Himbeerstauden schlich

vorsichtig geduckt mit vergnüglichem Schmunzeln der Oberhofmeister zum Schloß zurück und nahm die angenehm beruhigende Ueberzeugung mit, daß er nun gründlich der wohlverdienten Ruhe pflegen dürfe, denn die Sache ging vortrefflich und die Wache tat mehr als ihre Schuldigkeit.

Fritz wartete noch ein wenig, dann gab er seine überstrammte Haltung auf, hängte die



„Halt!“ — schrie Fritz sie mit fürchterlicher Stimme an.

Muskete am breiten Bande leicht über die Achsel und trat hinter die emsige Pflückerin.

„Du, Annelore,“ sagte er fröhlich, „die Luft ist rein, — nun raße einmal ein wenig.“

Annelore tat, als höre sie nichts und pflückte ruhig weiter; Fritz kam noch etwas näher und tippte sie sacht auf die Schulter.

„Annelore, hörst du nicht!“ fuhr er eindringlich fort, „nun sei doch du kein Holzbock!“

Da drehte sich Annelore scharf herum und ihre Augen funkelten ihn an. „Im Dienst wird nicht gesprochen!“ rief sie streng, „merke dich das der Herr Soldat.“

Aber Fritz lehnte seine Muskete an die Himbeerstauden, nahm Annelore behutsam das beinahe gefüllte Körbchen vom Arm und lachte dazu so fröhlich, daß sie nicht anders konnte als hell mit einstimmen.

„Hast du denn nicht gemerkt, daß der Oberhofmeister hinter den Stauden saß?“ fragte er vergnügt, „den habe ich aber richtig fortgegrault, und nun können wir endlich wieder einmal gemächlich miteinander plaudern. Ach, Annelore,

wenn du wüßtest, wie sehr ich mich darnach gesehnt habe!"

"Wer weiß, ob's wahr ist," zweifelte sie, "den Soldaten traue keiner über den Weg."

"Ich bin ja gar kein rechter Soldat, das weißt du wohl," verteidigte er sich, "ich bin dein Fritz und demaleinst hochfürstlicher Obergärtner."

"Ja, wer's erlebte!" seufzte Annelore.

"Wir werden's schon, wir sind ja noch jung," tröstete er, "und vorerst wäre ich schon zufrieden, wenn ich nur den bunten Frack ausziehen und wieder bei deinem Vater als Gehilfe arbeiten dürfte."

"Das dauert gerade noch lang genug," sagte Annelore und hing für ein winziges Weilchen den Kopf; aber das Traurige war gar nicht ihre Sache, zumal wenn der Fritz in ihrer Nähe war.

"Ach du!" rief sie, "ich wollte, Serenissimus wäre einmal sehr nett zu mir und . . ."

"Annelore!" unterbrach sie Fritz drohend.

"und läde mich heute zur Tafel ein," fuhr sie neckend fort, "die Himbeeren schmecken furchtbar gut!"

"Ach so!" sagte Fritz beruhigt, "so ist doch, wenn sie dir so gut schmecken, es reicht doch noch für Serenissimus, die Stauden brechen ja fast."

"Aber Fritz, was fällt dir ein?" rief sie vorwurfsvoll; "Himbeeren essen! — bedenke doch, wegen was bist du denn hier?"

Und Fritz bedachte sich — dann griff er mit spitzen Fingern in die Glasschale und fischte die aller schönsten Himbeere heraus: "Hast recht, hast ganz recht, zu was bin ich denn da! Mund auf, Annelore!"

Annelore lachte und zierte sich ein wenig; dann sperrte sie gehorsam das Schnäbelchen auf, darin die Himbeere verschwand.

"Fein!" sagte sie.

"Siehst du," meinte er, "so geht es prachtwoll, und der Dienstpflicht wird vollauf genügt: du sollst keine Beeren mit deinen Fingerchen in den Mund stecken, und ich soll aufpassen, daß du es nicht tust. Beides geschieht, — und dir ist geholfen!"

"Fritz, du bist ein Erzspitzbube!" sagte Annelore anerkennend, und Beerlein um Beerlein fand den Weg zu ihrem Munde, und eines schmeckte immer besser als das andere. "Nun mußt du aber auch mithalten."

"Nein, Annelore," widersprach er ernsthaft, das geht nicht, das ist ganz was anderes. Dein Fall steht schon bei Moses in der Bibel: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden."

"Nun bist du aber wirklich grob, Fritz," zürnte Annelore.

"Das ist nur bildlich gemeint," sagte Fritz gleichmütig; "aber sag selbst: wie wollte es sich

schicken, daß der Wächter mit eigenen Händen. . ."

"Soll er auch gar nicht!" unterbrach ihn Annelore und lachte vergnügt, "paß auf, das machen wir ganz anders!"

Und als ihr Fritz wieder eine Beere in den Mund steckte, faßte sie sie zart und vorsichtig mit den Lippen und bot sie ihm so mit schelmischem Lächeln dar. Fritz stutzte — aber nur einen Atemzug lang — dann stellte er rasch und behutsam das Körbchen auf den Boden, umfaßte Annelore sanft und nahm ihr mit einem herzhaften Kusse die rote Beere von den frischen Lippen.

Schreien konnte Annelore nicht, daran hinderte sie eben die Beere und ihre große Ueberraschung. Dafür aber ertönte aus dem Haselnußgebüsch rechts ein helles, übermütiges, aus den Tarnwänden links ein brummendes, behagliches Lachen — und erschrocken fuhren die beiden Sünder auseinander.

Da war nun nichts mehr zu machen: sie waren erwischt! Von rechts nahte Serenissima und lächelte immer noch fein, von links kam Serenissimus, und auf seinem Gesicht lag ein vergnügliches Schmunzeln. Annelore stand wie mit Blut übergossen und wagte kaum den Blick zu heben, Fritz aber hatte so viel Geistesgegenwart, daß er noch wußte, was er zu tun hatte: Gewehr präsentieren! Nur erwischte er in der Geschwindigkeit anstatt seiner Muskete den Himbeerkorb, den er, stramm stehend, Serenissimus entgegenhielt.

"Schon gut, schon gut, wird sich alles finden!" sagte Serenissimus belustigt und winkte allgütig ab; Serenissima aber hob sacht Annelorens Köpfchen in die Höhe und blickte ihr freundlich mit einem seltsam weichen Ausdruck in die Augen. Dann nahm sie huldvoll des Fürsten ritterlich gebotenen Arm und schritt mit ihm heiter und gelassen zum Schloß zurück.

Darnach fand sich allerdings mancherlei: Zunächst strahlte die Sonne fürstlicher Huld über Schloß, Hof und Land. Hatte Serenissimus gemerkt, daß manches Ding seine Schwierigkeiten haben kann, und daß es oft besser ist, wenn man nicht alles so genau bis auf das letzte Tüpfelchen weiß; mochte Serenissima aus ihrem Frühgang die Lebensweisheit gezogen haben, daß auch der Genuß von Himbeeren zuzeiten hochzuschätzen sei, — genug: bei Tisch erbat sich Serenissimus, ohne jedoch diesmal seine geliebte Himbeerspeise zu verschmähen, von Serenissima ein paar ihrer rotwangigen Pfirsiche, und Serenissima wiederum rühmte anerkennend die Feinheiten der Lieblingsfrucht ihres Gemahls, die sie sich mit dem größten Behagen schmecken ließ.

Sodann bekam das Kriegsministerium den hohen Befehl, den Musketier Fritz mit sofortiger Wirkung aus dem fürstlichen Heeresdienst zu entlassen, damit er seinem zukünftigen Schwieger-

vater, dem Obergärtner, nach Kräften an die Hand gehen und sich von Grund aus zu dessen dermaleinstigem Nachfolger ausbilden könne.

Ferner wurde der Obergärtnerstochter Anne-Lore auferlegt, den obgenannten Musketier Fritz alsobald ohne Widerrede zum Ehemann anzunehmen, und endlich wurde ihr für lebenslang das hochwichtige Geschäft einer fürstlichen Beerenpflückerin ehrenamtlich übertragen.

Jrgendeine Klausel, etwa das Raschen von Himbeeren während des Pflückens betreffend, war in der Bestallungsurkunde nicht enthalten.

Die Ochsen von Kiefersbach.

Humoreske von Wolfgang Kemter.

Im Hinterzimmer des „goldenen Stern“ saß der löbliche Gemeinderat von Kiefersbach beisammen und beriet über das Wohl und Wehe der Gemeinde.

Oben an der Spitze dräute des Gemeindeoberhauptes, des Wolfnerbauern, wuchtige Gestalt, neben ihm führte der spindeldünne Gemeindegemeinderat Ignaz Zapfinger das Protokoll, an die beiden reiheten sich die übrigen acht Ausschüsse, durchweg lauter größere Bauern. Vor jedem, mit Ausnahme des Schreibers, dessen magerer Lohn dies nicht zuließ, stand eine Halbliterflasche voll des süßigen Ueberetters, den man weit und breit nirgends so gut trank wie beim Sternwirt in Kiefersbach. Selbstverständlich qualmte jeder der Räte aus einer Pfeife, teils ärarischen Tabak, teils Eigenbau.

„Alsdann,“ sprach der Wolfnerbauer sich reckend, „dös hätten wir wieder amal. Hast g'schrieben, Zapfinger?“

„Fertig!“ beillte sich der Schreiber.

„Nachher kämen wir zum letzten Punkt der Tagesordnung: Freie Anträge. Wer hat no was?“

„Z!“ rief der Mezmerbauer.

„Der Mezmerbauer hat 's Wort. Mach's aber kurz, wir möchten no a bissele spielen vor dem Nachteßen. Liesl!“ rief er der eintretenden Kellnerin zu, „bring die Karten!“

„Himmelsternement!“ begann der Mezmerbauer und schlug mit seiner haarigen Faust auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser zu tanzen anhuben.

„Fluch nit,“ rief der Vorsteher, „sonst wirst du in der'm Leben nit fertig.“

„Alsdann hätt' i vorzubringen,“ fuhr der Bauer etwas gemäßigter fort, „daß mir die letzten Tag mei Haushund wegkommen ist, der schönst' Hund im ganzen Dorf ist's g'wesen.“

„Dho!“ unterbrach ihn der Bäck mit seiner schrillen Stimme. „Was, schönster Hund? Dei Tyras ist a Schmarren gegen mein' Pluto.“

„Halt 's Maul, Bäck,“ donnerte der Vorsteher, „der Mezmer hat ja g'lagt: ist's g'wesen, jetzt wird's dei Hund sein.“

Da schwieg der Bäck verblüfft und schielte ein bißchen zum Vorstehenden hinauf. Dem man wußte nie recht, war's dem Ernst oder hielt er einen zum Narren.

Der Mezmerbauer aber, ohne den seinen verschwundenen Hund beleidigenden Einwurf des Bäcks zu beachten, fuhr fort: „Spurlos verschwunden ist dös Tier, das so wachsam und zugleich so scharf g'wesen ist, daß es koa Mensch nit angreifen oder gar hätt' einfangen können. Jetzt frag' i, wo ist der Hund denn hinkommen? Ah, dös ist wohl koa Zweifel, i mach a G'wett, daß dös schöne Tier oben in der Burg von den zwei Malefizhalunken g'fressen worden ist. Dös sind die einzigen, die alle Teufelskünst' verstehen und aa a Mittel haben, den schärfsten Hund so zahm zu machen wie a Schaf. A Schand und a Spott ist's für 's ganze Dorf, daß wir da oben in dem alten Gemäuer, wo sonst nur Eulen und Fledermäus' hausen, so zwei Gauner dulden, die was koa ehrliche Arbeit haben und doch ganz fidel und vergnügt leben. Wovon, wenn i wieder fragen darf? Vom Schmuggeln, Stehlen, und die Leut betrügen, von nix anderem, verstanden! Außer mit dem G'lichter aus dem Dorf. Sie spotten schon im ganzen Kreis über die Burgherren von Kiefersbach, und recht haben die Leut'. So a Affenschand ist nur bei uns möglich.“

Der Mezmerbauer hatte sich in eine immer größer werdende Wut hineingeredet und zum Schlusse förmlich gebrüllt.

„Nit so laut,“ mahnte erschreckt der lange, kropfige Hieblerhofer, der ebenso geizig wie furchtjam war, „die Wänd' haben Ohren, und die beiden Burchen könnten sich rächen.“

„Ach was, du Hasenfuß,“ lachte der Mezmerbauer geringschäßig, „fürchtest du die Lumpen, i nit. Alsdann, ihr habt g'hört, was i g'lagt hab', es ist höchste Zeit, daß wir der Schweinerei a End' machen.“

„Aber — aber,“ meinte nun der Oberhofer hastig, „wir sind im Dorf doch auch schon manchmal froh g'wesen um den Hans und den Peter. So manches Roß und manche Kuh hätt' nimmer g'rettet werden können, wenn nit die beiden g'holsen hätten. Und für die Leut' wissen sie auch allerhand heilkräftige Sachen.“

„Und zum Schmuggeln sind ' a gut z' brauchen,“ fuhr der Mezmerbauer höhnisch dazwischen. Der Vorsteher hatte die hitzige Debatte mit keinem Worte unterbrochen. Jetzt fragte er ruhig und kalt: „Stellst du einen Antrag, Mezmer?“

„Zawohl,“ rief dieser, „dös tu' i. I beantrag', daß die beiden Tagdieb, Hundefresser und Hexenkünstler aus unserer G'meind für immer

und ewige Zeiten abgeschafft werden, dös beauntrag' i!"

"Zhr habt's den Antrag vom Mesmerbauern g'hört," sprach der Vorsteher, "alsdann lass' i drüber abstimmen. Wer dafür ist, soll aufstehen."

Wie ein Pfeil schoß der Mesmerbauer in die Höhe, aber — er blieb allein auf weiter Flur, kein zweiter erhob sich von den Räten. Die hatten gerade alle mit ihren Pfeisen zu tun, die gar nicht brennen wollten, offenbar war der Tabak nicht recht trocken, darüber hatten sie das Aufstehen ganz vergessen.

Schon sprach der Vorsteher: "Der Antrag ist gefallen. Damit schliesse ich die Sitzung."

Der Mesmerbauer aber starrete, weiß wie die Wand vor Wut, auf seine Mitbürger, die ihn in einer mehr als gerechten Sache so jämmerlich im Stiche gelassen hatten, und freijchte endlich zornbeband: "Ah, so seid ihr g'fotten, a nette G'hellschaft da beisammen, jetzt nachher weiß i mein Teil. Pfui Teufel!"

Riß den Hut vom Nagel und — stürmte ohne Gruß zur Türe hinaus.

Im gleichen Augenblicke aber brachte Liesl zwei Kartenspiele mit Kreide, Tafeln und Schwämmen, und wenig später hatten die Rats Herren von Kiefersbach den Zwischenfall vergessen.

Ignaz Zapfinger aber packte Schriften und Protokoll zusamment, warf noch einen begehrlichen Blick auf die mit feurigem Weine gefüllten Litterflaschen, die eben aufführen, grüßte dann und huschte lautlos wie ein Geipenst aus der Stube. Keiner der Bauern hatte ihn noch mit einem Blicke gewürdigt.

"Der Schafskopf," brummte der Vorsteher zu seinem Nachbar, dem Stockerbauer, "könt' uns mit seinem blöden Antrag die ganze G'hicht verderben."

Der Stockerhofer nickte und meinte dann besorgt: "Was meinst, wird es g'lingen?"

"Selbstverständlich, gar toa Zweifel, kannt di drauf verlassen, wenn die zwei was übernehmen, nachher geht's. Willig sind sie nit, aber es schaut heraus. Alsdann, wer gibt?" —

Kiefersbach lag anmutig in einem Hain von Obstbäumen vergraben inmitten eines Talkessels. Rings erhoben sich waldbesetzte Höhen, die sich gegen Norden bis zur Landesgrenze zogen. Auf einem Felsvorsprunge, gerade über dem Dorfe, standen die spärlichen Ueberreste einer ehemaligen Ritterburg, die einstens gar stolz und trotzig in die Lande geschaut hatte. Immerhin war vom ehemaligen Bergfried noch so viel übrig, daß sich da oben mit Brettern und Dachpappe noch ein ganz wohnliches Gelaß hatte herstellen lassen. Dort hausten ganz allein der Hans und der Peter, zwei Burschen, verwittert und verwegen, gefürchtet und — gesucht.

Als infolge der großen Preis- und Währungsunterschiede der beiden angrenzenden Länder so wie der verschiedenen, streng durchgeführten Ein- und Ausfuhrverbote der Schmuggel von toten und lebenden Waren zur höchsten Blüte gedieh und für Leute, die dieses Handwerk trieben, goldene Zeiten anbrachen, da waren Hans und Peter eines Tages in Kiefersbach aufgetaucht, hatten vom Vorsteher die Erlaubnis bekommen, sich in der Ruine häuslich einzurichten und wurden um diese Wohnung von niemanden beneidet, denn, so behaupteten die alten Kiefersbacherinnen, da oben spuke es gewaltig, und die Geister der in den Bauernkriegen erschlagenen Ritter hätten bis heute noch keine Ruhe gefunden. Und tatsächlich gab es im ganzen Dorfe auch unter der männlichen Bevölkerung nur wenige, die sich um Mitternacht da hinauf getraut hätten.

Woher Hans und Peter gekommen waren, das wußte kein Mensch, und fragte auch keiner. Sie waren eben eines Tages da und bald vielen unentbehrlich, vor allen jenen, die vom goldenen Regen des ungesetzlichen Warenüberschiebens auch etwas haben wollten. Aber sie wußten auch allerhand nützliche Dinge, bewährte alte Hausmittel für krankes Vieh und kranke Menschen, sie besorgten Gifte für Ratten und Feldmäuse und dergleichen Sachen, für die es immer Abnehmer gab. Ein Teil der Kiefersbacher allerdings, besonders die frommen Seelen, zu denen auch der Mesmerbauer gehörte, betrachtete die beiden Burschen mit scheelen und mißtrauischen Blicken und raunte sich so verschiedenes zu. Erstens einmal konnte hinter Menschen, die so gotteslästerlich fluchten, nichts Gutes stecken und zweitens — — Tatsache war, die beiden arbeiteten nichts und lebten doch wie Fürsten. Tranken am helllichten Werktag Wein aus Litterkrügen und aßen Braten, sogar an Fasttagen.

Dazu kam, daß das eine Mal ein fettes Schaf, ein anderes Mal ein wohlgenährter Gockel, ein Schweinchen, sogar ein Hund über Nacht verschwanden, ohne daß die Bestohlenen eine Spur von den Dieben fanden. Das war früher in Kiefersbach nie vorgekommen, kein Wunder also, daß sich die Gegner der Burgherren so manches reimten, aber beim Großteile der Mitbürger, wie auch die Gemeindeauschussitzung neuerlich bewiesen hatte, keine Unterstützung fand. Schließlich war ein bloßer Verdacht noch kein Beweis, und wenn wir ehrlich sein wollen, die Mehrzahl der Kiefersbacher fürchtete die unheimlichen und sicher zu allem fähigen Burgherren genau so, wie ihre Vorfahren einst, als sie noch Hörige gewesen waren, vor den damaligen Rittern von Kiefersbach gezittert hatten. Denn wie diese einst jede Unbotmäßigkeit mit Schwert und Galgen bestrafte, konnten die beiden sich mit einem brennenden Holzscheit in dunkler Nacht oder anderen Teufelsmitteln, an denen Vieh und

Menschen erkrankten, rächen. Das war die Meinung.

Am dieselbe Zeit, da im „goldenen Stern“ der Gemeindeauschuß tagte, waren Hans und Peter in ihrer Burg. Durch geschickte Ausnützung der vorhandenen Mauern, die mit mit Dachpappe bekleideten Brettern überdeckt und deren Ritze mit Mörtel ausgebessert wurden, war ein ziemlich großer, vor Wind und Wetter wohlgeschützter Raum entstanden, der mit einer festen Holztüre mit wuchtigem Kiegel von der Außenwelt abgesperrt werden konnte. In zwei Ecken standen Bräusen mit Laubsäcken und Wolldecken, in der dritten ein Eisenofen, auf dem auch gekocht werden konnte, dessen lange Röhre den Rauch durch eine alte Schießscharte ins Freie führte. An der Wand hingen Hüte, Kleider, Rucksäcke, lehnten derbe Stöcke, ein Kasten, Tisch und Stühle vervollständigten die sehr einfache Einrichtung. Durch ein Mauerloch neben dem Ofen gelangte man in einen zweiten, kleineren Raum, der als Vorratskammer diente.

Hans und Peter waren zwei sehnige, übermittelgroße Gestalten, mit scharfen, hageren, etwas verlebten Gesichtern und unstillen, stechenden Blicken. Die unverkennbare Ähnlichkeit miteinander verriet wohl, daß sie Brüder seien. Ihr Aeußeres vermochte kein großes Vertrauen zu erwecken, eher das Gegenteil.

Hans lag auf seiner Bräuse und rauchte ein

i dir scho' sagen. Am Teufelsweg spionieren sie aa schon herum, wird nit lang gehen, und sie haben ihn g'funden. Nimmt mi eh' wunder, daß so viel Grenzwächter so einen netten, bequemen Uebergang nit wissen. Aber freilich, er liegt schon damisch versteckt und nit gerad' vor der Nasen. Schad' drum! Wenn die Dummköpf' wüßten, was wir dort alles hinübergebracht haben in stillen Nächten, während sie ganz wo anders paßten!

Er lachte vor sich hin, und auch Hans verzog sein Gesicht zu einem satanischen Grinsen.

Da schlug ein im Raume angebrachtes kleines Glöcklein an. Zwei Minuten später klopfte es an der Türe, dreimal hintereinander.

„Ah, der Zapfinger,“ sprach Hans, erhob sich, schob den schweren Kiegel zurück und öffnete.

Im nächsten Augenblick huschte des Gemeindeforschreibers zaudernde Gestalt ins Zimmer. Hans schloß hinter ihm die Türe wieder und setzte sich nun auch zum Tische, an dem auch Ignaz Zapfinger Platz genommen hatte.

„Was gibt's Neues, Herr Magistratsdirektor?“ fragte Hans, und gab dem Angeredeten einen freundschaftlichen Puff in die Seite, daß er fast unter den Tisch gefallen wäre.

Als das Schreiberlein sein Gleichgewicht wieder hergestellt hatte, antwortete es: „I komm' g'rad von einer Ausschußsitzung.“

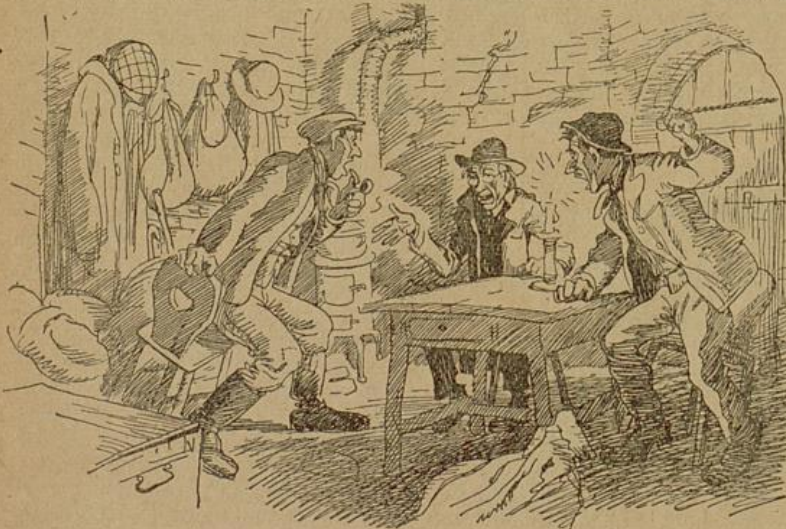
„was los?“ riefen beide Burschen.

„Nix B'fonders, nur am Schluß hat sich der Meßmerbauer noch gewaltig über euch aufgeregt.“

„Ueber uns?“

„Er behauptet, ihr hättet ihm seinen schönen Hund gestohlen und aufgeessen.“

„Was!“ entrüsteten sich die beiden. „Was? Glaubst der Aff', wir essen Hundefleisch, so a Tepp! Da brodelt schon 'was Besseres in unserer Pfannen! — Pfiu Teufel, Hundefleisch! — Aber Fett hat er g'habt, dem Meßmer sein Hund, damisch viel, und der Kurpfuscher in Ober-



Hans und Peter sprangen von den Sätzen auf.

kurzes Pfeifchen, einen sogenannten Nasenwärmer, während Peter am Tische saß und ein Loch in seinem Wetterkragen zuslickte.

„Höllteufel,“ fluchte er dabei, „bald hätt' i dös Loch in meinem Fell g'habt. Der verdammte Grashopper hat's gut gemeint g'habt. Ueberhaupt, Hans, die G'schicht wird brenzlig, dös kann

egg zahlt gut für 's Hundeschmalz.“

„Zum Schluß,“ fuhr der Gemeindeforschreiber fort, „hat der Meßmer euere Ausweisung aus der Gemeinde beantragt.“

Hans und Peter sprangen von den Sätzen auf. „Dös hat er g'wagt, der Hund,“ brüllte Hans in heller Wut.

„Und?“ fragte Peter gespannt.
„Er ist nobel unter den Tisch gefallen mit seinem Antrag. Koan oanziger hat dafür gestimmt.“

Hans und Peter lachten spöttisch auf und setzten sich wieder.

„Hätten's ihnen nit anders g'raten,“ höhnte Hans, „den Wandern; da wär' ihm schlecht g'gangen, dem ganzen Gemeindegang von Kiefersbach. Sauber hätten wir den hineingetunkt.“

Sie lachten aus vollem Halse, und auch Ignaz Zapfinger grinste vergnügt.

„So, der Weimerbauer, schau, schau, a heller Kopf ist er, vielleicht der hellste von Kiefersbach, aber eintränken werden wir ihm die Gemeinheit doch noch, darauf kann er sich verlassen.“

Wieder ertönte das Glöcklein.

„Zapfinger, verzapf dich!“

Lautlos schlüpfte der Schreiber in das dunkle Nebengeläß, gleich darauf klopfte es.

„Wer ist draußen?“

„I bin's!“

„Wer I?“

„Der Toni.“

„Warum sagst denn dös nit gleich?“ rief Hans öffnend, „I gibt's Millionen auf der Welt.“

Ein älterer Mann, der Oberknecht des Vorstehers, betrat den Raum.

„An schönen Gruß vom Vorsteher und ihr sollt's hent nacht um halb zehne kommen, ihr wißt schon wohin.“

„Alles in Richtigkeit, wir kommen!“

Raum war der Knecht gegangen, tauchte Ignaz Zapfinger wieder auf.

„Was will der Dorfhauptling, du Tagblatt von Kiefersbach?“ fragte Hans den Schreiber.

Der zuckte die Achseln.

„Kann's nit genau sagen, aber denken kann i's mir, der Heubacher von Aulendorf ist nämlich gestern beim Vorsteher g'wesen.“

Die beiden Burschen warfen sich einen viel-sagenden Blick zu.

„Ah, der Heubacher, nachher geht was in den nächsten Nächten, möcht' wetten d'rauf,“ rief Peter.

Sein Bruder und der Schreiber nickten.

„Ja, ja, der Heubacher,“ meinte Zapfinger, „dös ist der reichste Mann in Aulendorf und weit im Umkreis jenseits der Grenz'. Der hat Geld wie Heu und kauft immer nur das schönste Vieh.“

Hans begann aufzutischen, Speck, Wurst, Käse und Brot; dazu brachte er aus dem Verschlage noch einige Flaschen Bier und eine große Flasche Schnaps.

„Greif zu, du höchster Beamter von Kiefersbach,“ lud Peter den Gast ein, und das halbverhungerte Schreiberlein ließ sich nicht zweimal

heißer. Mit einer unheimlichen Gier schlang es die größten Bissen hinab, so daß es einen wundernehmen mußte, wo das zaundürre Gestell diese Mengen unterbrachte.

Dann saßen die drei, und während Hans und Peter schweigend rauchten, erstattete Zapfinger über allerhand Vorgänge im Orte Bericht, wofür er sich auf der Burg immer Trunk und Essen verdiente. . . .

Es hatte kaum vom Kiefersbacher Kirchturme halb zehn geschlagen, da lösten sich vom nahen Walde zwei Gestalten und schritten über die Wiesen dem nächsten Hofe, dem Stockergute, zu. Es waren Hans und Peter. Als sie das Haus erreicht hatten, öffnete sich dessen Hintertüre wie von Geisterhand geführt, und die beiden Burschen verschwanden im Inneren.

In der geräumigen Wohnstube, deren Fensterläden gut und sorgfältig verschlossen waren, so daß kein Schein des Lichtes ins Freie dringen konnte, saßen der Vorsteher von Kiefersbach, der Oberhofer, der Heubacher, der Sternwirt, der Bäcker und der Hausherr selbst.

„Guten Abend beisammen,“ grüßten Hans und Peter, und setzten sich auf einen Wink des Vorstehers auch an den großen runden Tisch.

„Sind wir allein, Stocker?“ fragte der Vorsteher.

„Ist alles im Bett, kannst ruhig sein,“ erwiderte der Bauer.

„Alsdann,“ begann der Vorsteher zu Hans und Peter gewendet, „wir hätten wieder so einen kleinen Viehtransport nach auswärts. Wollt ihr ihn übernehmen?“

„Kommt ganz drauf an, ob sich 'was verdienen läßt,“ sprach Peter.

„Zahlt wird gut!“

„Was soll's sein?“

„Sechs Ochsen. Jeder von uns liefert einen.“

„Zum Heubacher nach Aulendorf?“

„Richtig erraten.“

„Also über die Grenz'. Natürlich sollen die Viecher verzollt werden?“

„Ist klar,“ lachte der Vorsteher und die anderen lachten mit.

„Was bietet Ihr?“

„Zehntausend Kronen für 's Stück.“

„Om, hm, was meinst, Hans?“

„Ist z' wenig, mein' i.“

„Na, hört's,“ rief der Vorsteher, „mehr haben wir no nie zahlt, und sechzigtausend Kronen verdienen in einer Nacht sozusagen, dös ist wohl g'nug.“

„Meinst du, Vorsteher? Es handelt sich nit bloß um eine Nacht, dös weißt du ganz gut, und 's Zuchthaus riskieren wir aa no. Ueberhaupt, so viel verdienen der Hans und i wirklich in einer Nacht, wenn wir a paar Kilo Saccharin 'übernehmen, und das werdet ihr denn doch zugeben, daß dös leichter und besser

z' machen ist, wie sechs lebendige Ochsen, solche Mordstrümmen, wie ihr sie habt, zu schwärzen."

Da konnten die Bauern allerdings nichts dagegen jagen. Sechs lebendige Ochsen und einige Kilo Süßstoff, die gut in einem Rucksack zu tragen waren, das war wohl ein Unterschied.

"Was verlangt ihr?"

"Hunderttausend bar bei Uebernahme."

"Achtzigtausend," bot der Vorsteher.

Es wurde noch eine Weile hin- und hergefeilscht, schließlich aber einigte man sich auf neunzigtausend Kronen.

"Wann soll's sein?"

"Die' Woche noch."

"Gut, also dann übermorgen. Um halb zwölf in der Nacht müssen die Tier' beim rauhen Graben oben gestellt sein. Ein Bündel Heu hat jeder mitz'bringen, dös wißt ihr ja."

"Schon recht, also die Sach' ist abgemacht."

Mit Handschlag und einem folgenden ausgiebigen Trunkte wurde die große Ochsenziehung besiegelt. . . .

Die zweitfolgende Nacht war stürmisch und regnerisch, eine Schmuggelnacht, wie man sie nicht besser hätte wünschen können.

Eine halbe Stunde von Kiefersbach entfernt, tief im Walde, der sich gegen die Grenze hinzog, war der rauhe Graben. Ein Wildwasser hatte sich hier tief in den Berg hineingefressen, und da an den steilen Rändern fortwährend Erdabrutichungen stattfanden, daher dort weder Baum noch Strauch, kaum ein paar unscheinbare Gräslein gediehen, hatte der Volksmund dieser Stelle den Namen Rauher Graben gegeben.

Als erster kam der alte Toni, der Knecht des Vorstehers, der einen riesigen Ochsen brachte. In kurzen Abständen folgten die anderen fünf mit ihren Tieren.

"Ein höllisches Dreckwetter," fluchte der Oberhofer, sich schüttelnd, daß die Tropfen nur so herumspritzten.

"Aber für uns wie geschaffen," lachte der Bäcker, "denn bei dem Wetter werden die Grenzer wohl auch unter Dach bleiben, und die Ochsen kommen sicher hinüber."

Die festgesetzte Stunde war vorüber, Hans und Peter ließen sich aber noch nicht sehen.

Allein die Männer mußten nicht lange warten, dann hörten sie Schritte durch den Hohlweg heraufkommen, und wenig später erschienen die beiden Burschen, in weite Wettertragen gehüllt, mit hochgezogenen Kapuzen. Auch sie trieben ein Tier. Im Dunkel konnten die Männer nur erkennen, daß es ein kräftiger Stier war.

"Ah," lachte der Oberhofer verständnisvoll, "bringt ihr aa no was."

"Wir haben noch a Nebenfracht bekommen," grinsten die zwei.

Nachdem der Oberhofer an Stelle des Vor-

stehers, der nicht selbst gekommen war, den ausbedungenen Schmuggelohn ausbezahlt hatte, meinte er: "Jetzt möcht' i eigentlich nur wissen, wie ihr Teufelskerle die sieben Viecher hinüberbringt?"

"Wird schon gehen," brummte Hans voll Ruhe und begann mit Hilfe der anderen Männer, die auch schon um diese Stunde am Rauhen Graben gewesen waren, die Vorbereitungen. Sämtlichen Tieren wurden die Klauen mit Hadern gut umwickelt und immer je zwei Ochsen zusammengebunden.

"Gut ist's," sprach Peter befriedigt, "nachher kann's losgehen. Jetzt fahren wir mit dem Vieh bis zum Klosterwald. Bei der Holzhütte, die dort steht, binden wir die Tier' an, nehmen zwei Stück und bringen sie durch den Teufelsweg über die Grenz' hinüber. Dort kennen wir an sicheren Ort, wo wir dös ganze Viehzeug verstecken können, daß es koan Grenzer findet, und holen so nach und nach alle. Dreimal müssen wir heut den Gang machen, und es wird schon grauen, bis wir fertig werden. Nacht aber nix, wir haben dös schon öfters getan. Den morgigen Tag über bleiben wir in dem Versteck, und wenn's dunkel wird, geht's auf Aulendorf zu."

"Ihr Sappermenter," lachte der Sternewart, "dös ist schon eine höllisch gut ausdenkte Sach', Na, fahrt's zu und Glück auf den Weg!"

"Lass' die Kiefersbacher schön grüßen," grinst Peter, dann setzte sich der Zug in Bewegung. Hans mit dem Stiere voran, hinter ihm trieb Peter paarweis' die sechs Ochsen. Bald waren sie im Dunkel verschwunden.

"A g'wagte G'schicht ist's doch," brummte der Hieblerhofer, als sie sich wieder dem Dorfe zuwandten.

"Würd's auch sonst koa Mensch machen, wie wir die zwei. Aber was haben die alles schon hinüberbracht, frag den Toni!"

Der alte Knecht nickte.

"Hundert lebendige Stück und a paar hundert Häut' langen nit," bestätigte er. "Die haben a schwer's Geld verdient mit dem Schwärzen, freilich andere aa, die Preis' sind drüben viel höher wie bei uns."

"Warum sollen wir Bauern unser Sach' verschenken?" meinte der Oberhofer, "wären Narren, wenn wir's täten."

Kaum brach nach dieser Nacht der Morgen in Kiefersbach an, da gab es beim Mesmerbauern einen Mordspektakel. Als die Knechte zum Füttern in den Stall gingen, fanden sie die Türe gegen die Straße nur angelehnt und nach kurzem Schauen entdeckten sie das Ungeheure, Unerhörte; der schöne Zuchtstier, der schönste seiner Art im ganzen Kreise, für den man dem Besitzer schon eine halbe Million Kronen geboten hatte, war verschwunden.

Dem Bauer blieb vor Schreck das Wort im Munde stecken. Dann rannte er in Unterhosen und Pantoffeln in den Stall, tat trotz seiner frommen Gesinnung einen gräßlichen Fluch, stürmte ins Haus zurück, fuhr in Hosen und Rock und eilte spornstreichs, damit ja keine Zeit verloren gehe, zum Gendarmerieposten, wo er die Anzeige erstattete.

Eine halbe Stunde später wußte es das ganze Dorf.

Der Sternemwirt kam ganz blaß im Gesicht zum Vorsteher.

„Hast es schon g'hört, Franz? Das Tier, das die beiden noch extra mit'bracht haben, ist dem Meßmer sei' Stier g'wesen. In der Dunkelheit haben wir nit so drauf g'achtet, überhaupt nit an so was denkt. Außerdem hat der eine g'sagt, sie hätten noch a Nebenfracht erhalten.“

„Die Lumpenhund,“ knirschte der Vorsteher, „da könnten wir in a schöne G'schicht hineinkommen. Der Meßmer ist schon beim Wachtmeister g'wesen. Zum Schluß heißt's: Mitgefangen, mitgegangen. Wir müßten für den Diebstahl aa no einstehen. Die Lumpenhund, die elendigen.“

„Was sollen wir tun?“ fragte der Sternemwirt ganz erschreckt.

„Tun, gar nit, 's Maul halten und sein stad sein,“ antwortete der Vorsteher.

Der starke Regen war den Dieben günstig gewesen, er hatte ihre Spuren so vollständig verwischt, daß nicht der leiseste Anhalt zu einer Verfolgung gefunden wurde. Auch das Herumtelefonieren in den Nachbargemeinden hatte keinen Erfolg, der Stier war nirgends gesehen worden. Der Meßmerbauer jammerte und schimpfte in einem Atem. Dem Wachtmeister gegenüber hielt er mit seinem Verdachte, daß die beiden Gauner oben auf der Burg wieder im Spiele seien, nicht zurück, und der Beamte war dann auch mit einem seiner Leute gleich hinaufgestiegen, hatte aber zu seinem nicht geringen Staunen das Nest vollkommen leer gefunden. Wohl war die einfache Einrichtung und einiger wertloser Plunder noch da, aber sonst war die Bude völlig ausgeräumt. Nun schien es auch dem Wachtmeister, daß des Meßmerbauern Verdacht begründet sein könnte, und es galt vor allen Dingen, der beiden Burschen habhaft zu werden. Vorausichtlich würde dann auch der Stier zum Vorschein kommen. Allein das war leichter gedacht, als getan. Alle Bemühungen blieben umsonst, der Stier schien mit samt seinen Entführern wie vom Erdboden verschwunden.

Dieses Mal kamen der Oberhofer und der Hieblerbauer in heller Aufregung zum Vorsteher.

„Weißt du schon das Neueste?“ fragten sie, „da oben in der Burg sieht's aus, als ob die beiden Spitzbuben auf Nimmerwiedersehen davon

jeien. Sind am End' die Ochsen aa hin. Vorsteher, du bist uns verantwortlich, du hast den Handel mit dem Heubacher und den Schmuggel mit den beiden vermittelt.“

So schrien die beiden Bauern auf den armen Vorsteher ein, der bald nicht mehr recht wußte, wo ihm der Kopf stand.

„Hört's auf!“ rief er endlich, „macht's doch koan solchen Lärm, oder wollt ihr, daß es das ganze Dorf, natürlich auch die Finanzer, hören? Nachher könnt ihr blechen, daß euch die Schwarzen krachen. Seid's nur ruhig, der Hans und der Peter sind toa Engel, aber a solche Lumperei machen sie nit, sie verdienen eh' g'nug an der G'schicht. Den Stier freilich werden sie auf dem G'wissen haben, aber der Meßmer ist selbst schuld dran; warum hat er sich die zwei zu Feinden gemacht! Ueberhaupt, dös geht uns nit an, wir wissen nit und haben aa nit g'sehen. Punktum! Uebermorgen wird der Heubacher kommen und die Ochsen zahlen. Wenn dann die beiden nimmer z'ruckkehren, und i denk', es wird fast so sein, ist's eh' ganz gut, wär' doch nit mehr z' machen mit ihnen, wir sind sie dann auf gute Art los. Dem Meßmer aber, wie g'sagt, g'schieht ganz recht, warum hat er immer a andere Meinung.“

Damit gaben sich die beiden Bauern vorläufig zufrieden.

„Millionenteufel!“ brummte der Hieblerbauer zum Oberhofer, wie sie vom Vorsteher weggingen, „wenn nebst den fünfzehntausend, die jeder als Schmuggelgeld zahlte, aa no die Ochsen hin wären, g'rad narrisch könnt' i werden.“

Der gute Mann ahnte nicht, daß noch viel, viel mehr hin war.

Der Heubacher von Hulendorf kam zwar nicht am erwarteten, wohl aber am übernächsten Tage. Allein er brachte dem Vorsteher kein Geld, sondern die Frage: „Wo sind die sechs Ochsen?“

Da gab es dem Vorsteher einen Miß. Es schien ihm, als wankte der Boden unter seinen Füßen, und er mußte nach einem Halt greifen. Daß er noch viel fragte, war nicht nötig, er ahnte alles und durchschaute mit einemmale die ganze, großangelegte und wohlgelungene Gaunerei und wußte zugleich, daß sie alle vollständig ohnmächtig waren. Sie konnten ja die Anzeige gar nicht erstatten, sonst saßen sie auch mit in der Tinte, und wie! Gerade in letzter Zeit war der Viehsmuggel besonders verboten und mit extrahohen Strafen belegt worden.

Schwer ließ er sich auf einen Stuhl fallen.

„Heubacher,“ stöhnte er, „dös ist 's größte Lumpenstück, dös die Welt g'ehen hat. Am Mittwoch in der Nacht sind die zwei, du kennst sie ja, mit den Ochsen den alten Weg über die Grenz'. Vorgestern hätten sie bei dir sein müssen.“

„I hab' weder den Hans noch den Peter noch auch die Ochsen gesehen. Wo sind die Burschen?“
 „Auf und davon mit den Ochsen. Wenn sie erwischt worden wären, hätten's wir oder du schon erfahren. Aber dös gibt's nit, Heubacher, fahr heim, hez ihnen die Polizei auf den Hals, den Schufsten. Zwei Lent' und sechs Ochsen werden doch nit so mir nix dir nix verschwinden können.“

Der Heubacher aber lächelte nur.

„Vorsteher, daß mi' der Teufel reiten tät'. Meinst, i steck' mei' Hand in die unsaubere



Dem Vorsteher wankte der Boden unter den Füßen.

G'schicht. Daß i aa no einging', weil i g'schmuggeltes Vieh kauf! Wird' mi schönsten hüten.“

Zu diesem Augenblick wurde die Türe aufgerissen und herein stürmten der Bäcker, der Sternwirt, der Oberhofer, der Hieblerbauer und der Stocker. Sie hatten den Heubacher durchs Dorf fahren gesehen und kamen nun um ihr Geld.

Die Auseinandersetzung, die nun folgte, war den Umständen entsprechend. Die fünf Bauern rasten vor Wut, sie schoben alle Schuld auf ihr Gemeindeoberhaupt, das alles vermittelt hatte, und vergaßen aber ganz, daß sie sowohl mit dem Schmuggel wie noch mehr mit dem schönen Verdienste einverstanden gewesen waren. Besonders der geizige Hieblerhofer drohte jeden Augenblick umzuschlagen, und Heubacher mußte sich öfter ins Mittel legen, es wäre sonst noch zu Tätlichkeiten gekommen. Das Resultat blieb alleweil dasselbe, die Ochsen waren futsch, außerdem hatte noch jeder fünfzehntausend Kronen Schmuggel-lohn zu verschmerzen. Dazu die niederschmetternde Erkenntnis, daß man rein gar nichts tun, daß man den Lumpen nicht einmal nachsehen konnte, ohne nicht selbst in Teufels Küche zu kommen. Man mußte die einfältigste Miene

von der Welt machen, als ob nichts geschehen sei. In heller Wut trennten sich die Bauern, nachdem sie sich die faßtigsten Schmeicheleien gründlich gesagt hatten.

Aber es sollte noch besser kommen. Der Meßmerbauer erfuhr die Geschichte, woher war nicht herauszubringen, genug, er wußte, daß mit den sechs Ochsen in jener Nacht auch sein Stier über die Grenze gewandert war.

Er gönnte zwar seinen Ratsgenossen, die seinen Antrag damals, die beiden Lumpen auszuweisen, nicht unterstützt hatten, die Niederlage; in Strafe bringen wollte er aber seine Mitbürger doch nicht. Also ging er zum Vorsteher und redete mit ihm in aller Ruhe ein paar freundliche Worte.

Als der Vorsteher verstanden hatte, was der Meßmer von ihm wollte, da sträubten sich ihm die grauen Haare auf seinem viereckigen Bauernschädel.

„Meßmer, bist verrückt! Den Stier sollen wir dir aa no vergüten, a halbe Million, ausgeschlossen!“

Der Meßmerbauer zuckte die Achseln.

„I hab's gut mit euch g'meint, Vorsteher, besonders mit dir. Wenn ihr nit wollt, nachher muß i der Behörde an Fingerzeig geben, g'rad aus der Welt werden die zwei mit ihren sieben Stück Rindvieh nit sein. Wenn sie erwischt werden, ist's fraglich, ob sie nit aus der Schul' plandern, dann sitzt ihr erst recht drinnen. Wenn ihr mir aber den Stier

zahlt hättet, wär' i still g'wesen und hätt' mi z'frieden geben, obwohl i dös schöne Tier eigentlich gar nit verkaufen hab' wollen.“

Was blieb dem Vorsteher übrig, ihm ganz besonders! Wenn es, auckam, vor allem, wenn die vorgelegte Behörde davon erfuhr, daß er als Gemeindeoberhaupt von Kiefersbach sich mit Viehsmuggeln abgebe — nicht nur gestraft, sondern mit Schimpf und Schande seines Amtes entsetzt würde er werden! Also mußte er wohl oder übel die Runde bei seinen fünf Leidensgenossen machen und ihnen die neuerliche Hiobsbotschaft überbringen, sie aber auch zur Zahlung zu bewegen suchen. Was er dabei zu hören bekam, übertraf die erste Auseinandersetzung bei weitem. Es waren zwar alle sehr begüttert, und die neuerliche Zahlung brachte keinen um, aber gerade bei solchen Menschen sitzt das Geld lange nicht so locker wie beim armen Teufel. Der Hinweis des Vorstehers jedoch, daß die unvermeidliche Strafe, abgesehen von der Riesenblamage, mindestens das Doppelte von dem betragen würde, was sie dem Meßmerbauern zahlen müßten, öffnete endlich die Geldsäcke.

Die Kiefersbacher hatten in nächster Zeit reichlich Gelegenheit, zu stauen. Im „goldenen Stern“ wurden Getränke und Essen plötzlich

teurer, der Bäck schlug auf, und der Stocker, der Hiebler und der Oberhofer gingen mit den Milch- und Butterpreisen in die Höhe. Der Vorsteher gönnte sich nicht einmal mehr seine geliebte und gewohnte Zigarre, und auch auf den anderen fünf Höfen schien plötzlich eine förmliche Sparwut Platz gegriffen zu haben.

Die Kiefersbacher standen dieser merkwürdigen Erscheinung verständnislos gegenüber; nur der Meßmerbauer wußte warum. Und er erzählte die Geschichte einmal seinem Freunde, dem Pfarrer.

„Sechs vierbeinige Ochsen haben wir jetzt in Kiefersbach weniger,“ schloß er schnunzelnd, „dafür haben wir sechs zweibeinige mehr!“

Der Wieduwit.

Von Marie Schloß-Königsfeld.

Wenn in Schönenhausen heute ein paar Kinder verunglückten oder zündelten und einen Brand anrichteten, trug niemand anders die Schuld als der tote Wieduwit, dem man bei Lebzeiten sicher nie so etwas hätte vorwerfen können. Mit dem Haftbarmachen wäre es freilich jetzt so eine Sache gewesen, gut, daß noch alles mit ein paar Löchern mehr in kleinen Bubenhosen und der Flucht der dreijährigen Zwillinge Broneli und Eveli vor dem streitbaren Dorfgänjerich ablief. Sie fielen dabei zwar in das Dorfgräbele, das aber glücklicherweise gerade trocken war. Dabei brüllten sie wie am Spieß, so daß sie damit schließlich das streitbare Federvieh in die Flucht schlugen.

Ja, was konnte aber der tote Wieduwit dafür, und wer war das eigentlich? Etwa ein lästiger Ausländer? Der Name klingt so fremdländisch.

Nun, eins nach dem andern! Also, was erwachsen oder auch nur halbwegs erwachsen war, begleitete den Wieduwit auf seinem letzten Weg zum Gottesacker. So eine „vornehme Leich“ hatte nicht einmal der voriges Jahr verstorbene Bürgermeister gehabt, der zudem noch der reichste Bur im Dorf gewesen war. Und dabei war der Wieduwit doch nur einer von den mittleren Bauern und hatte weder Weib noch Kind, nur einen Pflegejohm, der jetzt alles bekommen sollte. War zu der Bürgermeisterei der Oberamtman gekommen, so hatte sich jetzt gar ein nobler Offizier eingestellt; so zog neben der Teilnahme auch der Wunderreiz die Schönenhausener auf den Friedhof am Waldsaum.

Am Grabe sprach nicht nur der alte Pfarrer, sondern, wie die ganz Gescheiten geweißsagt hatten, auch der noble Offizier, der sich als jetziger Gendarmeriemajor herausstellte, bei dem der Wieduwit im Feld Bursche gewesen war.

Von dem hörten die Schönenhausener auch, wie der Heimgegangene zu seinem Eisernen Kreuz gekommen war, und noch etwas anderes, von dem sie keine Ahnung gehabt hatten. Er selber hatte jede Frage, wie er das Eiserne Kreuz bekommen hatte, kurz mit einem: „Machet doch bei so Geschichte draus, 's habe's ja noch so viele andere auch!“ Von den Vielen hatten es sich gewiß auch noch manche auf dieselbe Art geholt, daß sie unter dem schlimmsten Feuer einen schwerverwundeten Kameraden in den Unterstand getragen hatten; aber verdient hatten die das Ehrenzeichen dann alle, das stand fest.

Also war's doch ein Deutscher; aber der Name? Ja, eigentlich hieß er anders, nämlich Weber, und getauft war er auf die Namen Karl Martin Theodor, aber daran dachte im Dorf kein Mensch, und außerhalb wußten es oft die nicht, die am Wieduwit manchmal ihre Freude, mitunter auch ihren Spott hatten. Es gehörte keine übermäßige Findigkeit der Post dazu, gelegentlich Briefe mit der Anschrift: „An Herrn Wieduwit in Schönenhausen“ richtig abzuliefern.

Der Wieduwit war in seiner Jugend ein zartes, kränkliches Kind gewesen, und ein schwächliches, überschlanges Bürschle geworden, das unter seinen schaffigen Eltern und den handfesten zwei Brüdern oft einen schweren Stand hatte, besonders wenn seine geringen Kräfte in der heißesten Arbeitszeit so rasch erlahmten. Er wurde eigentlich immer ein bißle zurückgesetzt, mehr unbewußt als aus bösem Willen. Früh schon hatte er sich, einmal weil er von Natur friedliebend war, dann aber auch aus kluger Vorsicht, um sich doch etwas vor den Rüssen der älteren und stärkeren Brüder zu schützen, ein fügliches: „Wie du wit!“ („Wie du willst!“) angewöhnt. Zuerst machten nur die ihm das nach; schließlich hieß er aber überall der Wieduwit, wofür er dann auch nur ein „Wieduwit“ hatte. Er horchte auf den Namen und vergaß zeitweise den richtigen fast selber.

Wie's manchmal geht, der Wieduwit wurde kein Goliath; aber er überlebte nicht nur die Eltern, die rasch nacheinander starben, sondern auch die beiden Brüder, von denen der eine kurz vor Kriegsbeginn das Zeitliche segnete, während den anderen schon mit fünfzehn Jahren das Scharlachfieber genommen hatte. Bis dahin war er der Knecht des Aeltern gewesen; jetzt erbte er die „Heimet“ (den Hof), aber er blieb auch da der Wieduwit, nur daß doch, besonders seit Kriegsbeginn, eine kleine Aenderung mit ihm vorging, die eigentlich eine Namensverlängerung gefordert hätte; aber auf dem Dorf ist man gegen Neuerungen. Jetzt konnte man manchmal von ihm hören: „Wie du wit, ich tät's halt so,“ oder auch: „Wie du wit, ich ließ es aber bliebe!“

Man merkte die Aenderung wohl, aber deshalb wurde er doch nicht zum Wieduwit — aber;

und die Sale vom obern Ort schrieb ihrem Mann ins Feld: „Geistern hat mir der Wieduwit beim Mähen geholfen und das Dehnd eingefahren!“ Der Schusterfranz, aber berichtete: „Vom Wieduwit bekomme ich jeden Tag mei' Milch umsonst!“ Wenn einer Heimatdienst getan, so war er es. Die Kräfte des Wieduwit schienen sich in dieser Zeit verzehnfacht zu haben; wer Hilfe brauchte, ging zu ihm, und nie umsonst.

Er hatte bis dahin mit einer griesgrämigen, alten Magd gehaust; die zog schimpfend ab, als er sein „Aber“ sprach und gegen ihren Willen ein halbverhungertes Stadtbüble, eine Doppelwaise, aufnahm. Als das erst recht herausgefüttert und aufgetaut war, zeigte es sich als richtiges „Möhrl“ (Schlingel), das es faustdick hinter den Ohren hatte, und das sich rasch zum Mädelsführer von allerlei Unfug ausbildete. Für den Wieduwit wäre es aber durchs Feuer gegangen, der brach seinen Dickkopf mit seinem stillen: „Wie du wit, aber . . .“

Den Haushalt führte jetzt ein weitläufiges Bäsele, das Marei, das auch schon lang „aus dem Schneider“ (ältlich), aber ein tüchtiges „Wiber-volk“ war, nur gar zu arg aufs Geldverdienen. Beileib nicht in den eigenen Sack, sondern in dem Wieduwit seinen. Da geschah sogar einmal das Wunder, daß der nicht „Wie du wit, aber“, sondern: „Wie ich will“ sagte, als das Marei anfing, reichen Kurgästen aus dem Nachbarort für teures Geld und allerlei Präjentle an Seife und Zuckersteinle für es und Tabak für den Bur Eier von den Hühnern zuzustecken, von denen es sonst immer hieß: „Ich weiß nit, was des an' ich, sie lege so schlecht!“ und Butter, „wo mer doch selber keine hen!“ Das Marei mußte darauf grausam hülle, aber die Hühner legten von da an nur noch ganz hehlinge (heimlich) für die reiche Lüt und wieder mehr für den Kommunalverband und auch für Alte und Kranke mit einem dünnen Geldbeutel.

Es war schon im Frühjahr 1918, da bekam auch der Wieduwit noch seinen Gestellungsbefehl. Ein anderer hätte Tod und Teufel in Bewegung gesetzt, um freizukommen, besonders wenn er, wie der Wieduwit, den Krieg von allem Anfang an als etwas ganz Grusiges betrachtet hätte. Er aber fand, daß der jetzt bald 17jährige Pflugesohn und das Bäsele es schon allein schaffen könnten, und zog mit seinem Bündel eben uf Fröburg und kam von dort aus, was niemand gedacht, doch noch ins Feld. In die Kaserne begleitete ihn sein Uebername und folgte ihm, als getreuer Freund, auch hinaus. Selbst die kleinen Franzosenkinder liefen, wenn sein Bataillon einmal in einer noch bewohnten Ortschaft lag, hinter ihm her und bettelten: „Mr. Wieduwitt un peu de pain!“ („Herr Wieduwitt ein Stückchen Brot!“) Es fand sich manchmal auch noch anderes für sie in seinem Sack.

Daß er sich aber, außer dem Eisernen Kreuz, noch ein Ehrenzeichen geholt hatte, das erfuhren die Schönenhauener erst draußen auf dem Gottesacker: „Die Rettungsmedaille“, als er aus einem brennenden Hause noch das letzte Kind und ein uraltes Weiblein herausstrug, kurz ehe der Bau krachend in sich zusammenfiel. „Seine größte Tapferkeit hat er nicht vor, sondern für den Feind bewiesen, trotzdem er pflichttreu und tapfer wie nur einer gewesen ist!“ sprach der Major. Wenn der Wieduwit das noch gehört und antworten gekonnt hätte, würde er wohl gemeint haben: „Wie du wit, aber für den Feind? Arme Frauen und Kinder, der Feind? Und dann, was war denn da Großes dabei?“

Bald darnach, noch mehrere Wochen vor dem Kriegsende, kam der Wieduwit als kranker Mann zurück. Es saß ihm auf der Brust; vielleicht, daß ihm gerade sein Rettungswerk noch den Treß gegeben hatte. Ein Glück, daß aus dem schmalen Stadtbüble längst ein stämmiger Bauernbu mit festen Fäusten, die anpacken konnten, geworden war.

Drei Jahre kränkelte der Wieduwit, schaffte, solange und soviel er noch konnte, ging still und freundlich zwischen den andern herum und legte sich dann ebenso still und freundlich zum letzten Schlummer hin. Er hatte nie viel Worte darüber gemacht, aber ein kleines, zerlesenes Büchlein hatte er, der sonst nicht viel vom Gedruckten hielt, draußen und daheim immer bei sich gehabt.

Viele Leichenreden machen die Behauptung wahr: „Man braucht nur zu sterben, um gelobt zu werden, auch wenn man's ganz gewiß nicht verdient hat.“

Diesmal aber traf's nicht zu. Der Pfarrer hatte recht mit seinem: „Daß er so leben und sterben konnte, kam einzig und allein daher, daß er's früh schon gelernt hat, nicht nur zu Menschen, sondern auch zu einem Höheren zu sagen: »Wie du wit!«“

Verdiente Beschämung.

Friedrich der Weise, der 1515 als Kurfürst von Sachsen starb, bemerkte einst, daß einer der Edelleute, welche an seinem Hofe angestellt waren, ohne dringende Not durch ein Kornfeld ritt. Er verbot bei der Tafel, ihm Brot vorzulegen. Der Edelmann bezugte darüber sein Befremden. Jetzt fand der Kurfürst Zeit und Umstände günstig, dem Leichtsinrigen einen passenden Verweis zu geben. „Seht Ihr nun,“ sagte er, „welch herrliche Sache es um das liebe Brot ist? Ein andermal reitet das Getreide nicht wieder nieder, sonst seid Ihr nicht wert, das liebe Brot zu essen.“